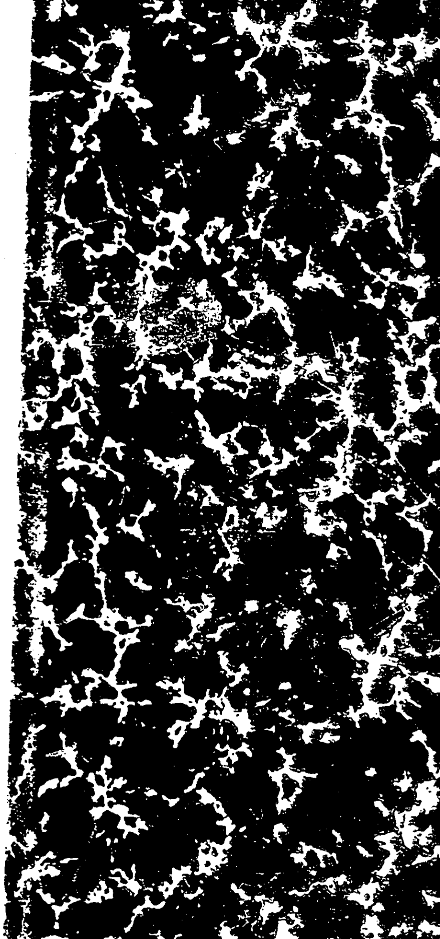


Sammlung

historischer Bildnisse.

Vierte Serie.

II

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1877.

Johannes Geiler

von Kaisersberg,

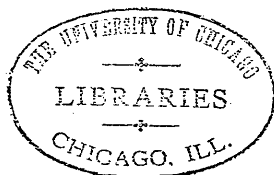
ein katholischer Reformator am Ende des 15. Jahrhunderts.

Nach dem Französischen des Abbé Dacheux

bearbeitet von

Dr. W. Lindemann.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1877.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.



Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Vorwort.

Mit Johannes Geiler von Kaisersberg, der „helltönenden Posaune der Straßburger Kirche“, wie ihn die Zeitgenossen zu nennen pflegten, schließt die Reihe der großen deutschen Prediger des Mittelalters auf eine glänzende Weise ab. Bruder Berthold, Tauler und Geiler, das sind die drei Koryphäen der Kanzelberedsamkeit im deutschen Mittelalter; jeder von ihnen spiegelt die ihm eigenthümliche Zeit ab, jeder bringt eine besondere Richtung der geistlichen Rhetorik zur Geltung.

Ueber Geilers Leben und Wirken sind verschiedene Werke erschienen. Gleich nach seinem Tode haben sowohl Beatus Rhenanus als auch Wimpheling seine Lebensumstände kurz dargestellt. Diese Notizen sind dann nach fast drei Jahrhunderten, vermehrt durch Auszüge aus den Freiburger Universitäts-Akten, durch Riegger im ersten Bande der „Amoenitates literariae Friburgenses“ (Freiburg 1779) wiederum zugänglich gemacht worden. Ueber Geilers deutsche Schriften existirt eine Dissertation von Vierling (Straßburg 1786). Als Hauptwerk, auf fleißiger Durchforschung der gedruckten Geiler'schen Werke, im Uebrigen auf Rhenanus und Wimpheling gestützt, erschien: Geilers Leben, Lehren und Predigen, dargestellt von F. W. Ph. von Ammon, Erlangen 1826. Kann man ihm eine ruhige und verhältnißmäßig tolerante Haltung nachrühmen, so tritt bei Röhrich (Reformations-Geschichte des Elsasses) und bei Hagen (Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Re-

formations-Zeitalter) mehr das Bestreben hervor, Geilers kirchlich unbefleckten Namen auf die Liste derjenigen zu bringen, die als Vorläufer und Gesinnungsgenossen der Lutherischen Reformation gefeiert werden. Ihnen gegenüber hat endlich M. Kerker im 48. und 49. Band der historisch-politischen Blätter (Jahrg. 1861 und 62) die Ehrenschuld des katholischen Deutschlands gegen einen seiner würdigsten Männer abgetragen durch eine treffliche Biographie und Charakteristik. Sie lag, nebst den mir damals zugänglichen Geiler'schen Schriften, meinen Aufsätzen zu Grunde, die als Beilage zu Nagelschmitts Chrysologus (Jahrg. 10) erschienen, aber wohl kaum über den Leserkreis dieser Predigtzeitschrift hinaus gedrungen sind.

Während nun an eine neue Biographie Geilers für diese Sammlung gedacht wurde, kommt uns aus dem deutschen Reichslande, aber in französischer Sprache, das umfangreiche, herrliche Werk des Abbé L. Dacheux: Un réformateur catholique à la fin du XVe siècle, Jean Geiler de Kaysersberg, Paris et Strasb. 1876, die Frucht eines zwanzigjährigen unermüdeten Studiums in Bibliotheken und Archiven des Elsasses und einer ausgiebigen Benutzung der sonstigen literarischen Hülfsmittel. Meine Aufgabe war daher, die Arbeit dieses liebenswürdigen Forschers zu Grunde zu legen, sie — was bei dem reichen und interessanten Inhalt nicht immer so leicht war — auf ein Drittel des Umfangs zusammen zu drängen und nur hier und da durch einige Zusätze für das deutsche Lesepublikum zu ergänzen.

Niederkrüchten, im Mai 1877.

Lindemann.

Inhalt.

I.

Predigt und Prediger vor Geilers Zeiten.

Eins der am meisten verbreiteten Vorurtheile gegen das Mittelalter geht dahin: damals sei die Religion in reine Aeußerlichkeiten entartet gewesen. „Der Gottesdienst bestand in einer Anzahl von Ceremonien, höchstens gut genug, um auf die äußeren Sinne und die Einbildungskraft des Volkes einzuwirken; aber die Sitten dieses Volkes zu bessern, es in seinen Pflichten und in den Wahrheiten des Christenthums zu unterrichten, daran dachte Niemand; war ja die Bibel verschlossen, die Predigt verstummt." Das ist, mit kleinen Varianten, der Text der Vorwürfe, den die Gegner des Katholicismus vorbringen. Und so groß ist die Macht des Vorurtheils, daß solche Beschuldigungen uns selbst in den Schriften Derjenigen begegnen, die man weder einer grundsätzlichen Feindschaft, noch einer blinden Eingenommenheit gegen das Mittelalter zeihen kann.

Das ist aber durchaus unrichtig. Im Mittelalter und besonders seit der Erfindung der Buchdruckerkunst war die Bibel dem Volke weit mehr bekannt, als man gewöhnlich annimmt. Sebastian Brant sagt in der Vorrede zu seinem im Jahre 1494 zuerst erschienenen Narrenschiff:

All land sind jetz voll heilger gschrifft
Und was der selen heil antrifft;
Bibel, der heilgen vätter ler
Und ander der glich Bücher mer,
In maß, das ich ser wunder hab,
Das niemandt bessert sich darab.

Was aber die Predigt betrifft, so genügt schon ein Blick auf die Lage der Dinge im Mittelalter. Damals, wo es keine Buchdruckereien, keine Zeitungen gab, wo die Bücher selten, die Flugblätter unbekannt waren, da war für die Kirche das gesprochene Wort das einzige Mittel, um auf die Volksmassen zu wirken; durch das Wort wurde das ganze Abendland in seinen Tiefen aufgeregt und auf das muhammedanische Asien geworfen; es war wiederum die Macht des Wortes, die zur Zeit der Investitur-Streitigkeiten den Thron der deutschen Kaiser erschütterte und ihren Händen die Fesseln entwand, mit welchen sie sich anschickten, die Kirche zu belasten.

Nirgends vielleicht war das Aufblühen der Predigt glänzender, als in Deutschland. Frühzeitig verbreiteten sich hier die Söhne des hl. Franziskus und des hl. Dominikus. Bald hatten alle größeren Städte, oft sogar die vom zweiten und dritten Range, ihre Franziskaner- und Prediger-Klöster; und man weiß, mit welcher Begeisterung diese Mönche, damals in ihrem ersten Eifer, sich der Predigt hingaben. Ihnen zur Seite, vielleicht mit weniger Geräusch, verkündigten die anderen Orden und der Weltklerus dem Volke das Wort Gottes, und arbeiteten zugleich an der Ausbreitung des Glaubens und der christlichen Bildung.

Unter den Namen, die auf uns gekommen sind, müssen wir an erster Stelle Manegold nennen, die Zierde des Elsasses. In der Achtung seiner Zeitgenossen steht er dem berühmten Lanfrank und dem heiligen Anselm von Canterbury zur Seite; er war im Elsaß der eifrigste Vertreter der Sache Gregors VII. und seiner Nachfolger, wurde dafür von Heinrich IV. heftig verfolgt; und seine Gefangenschaft versetzte, nach dem Ausspruch eines gleichzeitigen Schriftstellers, die ganze Kirche in Betrübniß.

Im folgenden Jahrhundert erscheint als berühmter Prediger Johannes, genannt der Deutsche (Teutonicus); er sprach mit gleicher Leichtigkeit Latein, Französisch, Deutsch und Italienisch; gezwungen, das Bisthum Preßburg anzunehmen, entsagte

er bald dieser Würde, trat in seinen Orden zurück, wurde General desselben und starb 1254 zu Straßburg. Albert der Große, der lange Zeit im Dominikanerkloster zu Straßburg wohnte, predigte hier, zu Köln, Hildesheim, Freiburg, Regensburg; er verzichtete auf den Bischofssitz der letzteren Stadt, um in seine geliebte Zelle zurück zu kehren.

Bruder David von Augsburg aus dem Orden des hl. Franziskus († 1271) war einer der größten Redner seiner Zeit, wurde jedoch, wenn auch nicht an Talent, so doch an Ruhm überragt von Bruder Berthold von Regensburg, seinem Schüler und Begleiter auf seinen apostolischen Fahrten. Der Letztere brachte mit seinen Predigten zu Regensburg, in Bayern, Sachsen, Oesterreich, Böhmen, Mähren, einzig durch die Macht seines Wortes wahre Wunder hervor. Da die Kirchen seine Zuhörer nicht faßten, so predigte er im Freien, vor vierzig, sechzig bis hundert tausend Menschen, wenn wir gleichzeitigen Schriftstellern glauben dürfen; auf sein Wort bekehrten sich die größten Sünder, Raubritter gaben ihre Beute zurück und verließen ihre bösen Wege. Sein Grab in Regensburg ist bis auf unsere Tage der Gegenstand der Verehrung und das Ziel zahlreicher Wallfahrten geblieben.

Im vierzehnten Jahrhundert gaben die Mystiker der Kanzelberedtsamkeit neuen Aufschwung: vornan der Dominikaner Johannes Tauler (1290—1361), dessen mächtiges zugleich und mildes Wort Straßburg, Basel und Köln um die Wette vernahmen. Um ihn scharen sich Heinrich von Löwen, Heinrich und Frank von Köln, Gerhard von der Sterngassen, der selige Heinrich Suso (1280—1365), alle von demselben Orden, und Meister Eckhart († 1322), sowie der Weltpriester Heinrich von Nördlingen. An diese Namen schließen sich noch speziell für das Elsaß an: Ludolf der Karthäuser, der Verfasser eines weitberühmten Lebens Christi, Johann von Tamlach, der erste Professor der Theologie an der Universität Prag, Nicolaus von Straß

burg, der Karmeliter Johann Fust und Thomas von Straßburg, Philosoph und Redner, der zu Wien im Jahre 1357 starb.

Im fünfzehnten und im Anfang des folgenden Jahrhunderts finden sich bloß im Elsaß: Johann Creutzer aus Gebweiler, Pfarrer zu St. Lorenz am Münster zu Straßburg, später Dominikaner und Prediger am Münster zu Basel; — Ulrich Surgant, Pfarrer an St. Theodor in Klein-Basel; — Michael Wildegk aus Mülhausen, Stiftsherr und Prediger zu Basel; — Johann Gebweiler aus Colmar, Pfarrer zu Türkheim; — Sebastian Murrho, Canonikus zu Colmar; — Hugo von Schlettstadt, Dominikaner in seiner Vaterstadt; — der Karmelit Johann Freitag aus Düsseldorf, ein Gesinnungsgenosse Geilers, Verfasser einer Reise in das heilige Land, Prior zu Straßburg und hier 1493 oder 1494 gestorben; — Engelin von Braunschweig, Professor zu Erfurt und Prediger zu Mainz († zu Straßburg 1481); — Hofmeister, berühmter Prediger zu Colmar; — Jodokus Gall, Domherr und Prediger zu Speier, Theolog, Dichter und Geschichtsschreiber; — Wimpheling, einer der berühmtesten Humanisten, der auch eine Zeit lang zu Speier predigte; — Othmar Luscinius (Nachtigall) aus Straßburg, hebräischer und griechischer Philolog, Professor an der Schule von St. Ulrich und Prediger an St. Moritz in Augsburg; — und endlich der bedeutendste von allen: Geiler von Kaisersberg.

Man sieht, die größeren Städte waren mit Kanzelrednern so ziemlich versehen; in den kleineren Städten und auf dem Lande versah der Pfarrklerus das Predigeramt. Hier fehlen uns begreiflicher Weise die Namen. Statt dessen besitzen wir in den Akten der Concilien und Diözesan-Synoden eine Reihe von werthvollen Nachrichten. Während des 15. Jahrhunderts beschäftigen sich diese Versammlungen sehr angelegentlich mit der Predigt. Oft sind es allgemeine Vorschriften: das Concil von Basel verpflichtet die Seelsorgspriester, an den Sonn- und Feier-

tagen ihre Pfarrkinder zu unterrichten und ihnen heilsame Unterweisungen zu geben. — Eine Synode zu Schwerin (1492) ermahnt besonders die Landpfarrer, niemals an Sonn- und Feiertagen ihre Pfarren zu verlassen, damit die Gläubigen nicht Messe und Predigt entbehren müssen. Auf einer Synode zu Freisingen werden Visitatoren bestimmt, die sich überzeugen sollen, ob, neben andern Punkten, der Pfarrer auch jeden Sonntag predige[1]. In den Gegenden, wo Slaven mit Deutschen vermischt wohnen, sollen die Pfarrer sich Vikare verschaffen, die fähig sind, slavisch zu predigen, falls sie nicht selbst diese Sprache kennen; erlauben die Mittel das nicht, so soll ein Dolmetscher den Slaven die deutsche Predigt übersetzen[2].

Wir könnten noch weiter citiren die Synoden von Freisingen (1440, 1475, 1490), von Eichstädt (1447), von Mainz (1451), von Bamberg (1491), von Basel (1503), von Regensburg (1512) mit ähnlichen Verordnungen. Meistentheils setzen die Concilien die sonn- und festtägliche Predigt geradezu voraus. „Obgleich," so sagt ein Concil zu Magdeburg zwischen 1383 und 1403 gehalten, „kraft des gemeinen Rechtes die Gläubigen gehalten sind, an Sonn- und Festtagen in ihren Pfarrkirchen einer vollständigen Messe und der Predigt des Gotteswortes beizuwohnen, so legen wir doch als besondere Pflicht den Pfarrern auf, zu predigen, den Gläubigen, die Predigt zu hören." [3]

Die Concilien geben weiter den Pfarrern auch die Punkte an, auf die, nach Orts- und Zeitgelegenheit, sie sich besonders verlegen sollen: Sakramente, Abendmahl, österliche Communion und Vorbereitung darauf, Buße und Pflicht einer jährlichen Beichte beim Pfarrer, letzte Oelung, Firmung, Taufe. So drückt sich das Concil von Eichstädt (1447) aus: „Da die Priester von Gott das Amt haben, zu predigen, so sollen sie den ihnen anvertrauten Schäflein das Brod des göttlichen Wortes spenden und sie lehren, auf dem Wege seiner Gebote zu wandeln. Darum sollen sie in ihren Predigten nicht eitle, unnütze oder anstößige Worte gebrauchen, sondern an Sonn- und

Festtagen in deutlicher und faßbarer Weise die heilige Schrift und besonders das Evangelium auslegen. Und weil es sehr nützlich ist, daß die Gebote des Herrn öfters dem Volke vorgetragen werden, so verordnen wir ausdrücklich den Pfarrern, jedes Jahr wenigstens einmal zum Inhalt ihrer Predigten die göttlichen Gebote zu nehmen und dieselben mit Rücksicht auf die entgegenstehenden Laster auszulegen." [4]

Wie diese Synode zu Eichstädt, so verordnen Synoden zu Bamberg und Regensburg, daß das Vaterunser, der englische Gruß und das apostolische Glaubensbekenntniß dem Volke erklärt werden sollen. Eine Synode zu Meißen (1504) will, daß diese Gebete jeden Sonntag nach der Predigt nicht bloß deutsch, sondern auch in slavischer Sprache mit dem Volke gebetet werden. So hat die Kirche immerdar, auch in den traurigsten Zeiten, für die Belehrung des Volkes gesorgt; im 15. Jahrhundert galt wie im ersten Jahrhundert das Wort des Erlösers: Den Armen wird das Evangelium verkündigt.

Ja, fast scheint es, als ob in jenen Tagen des Guten hie und da zu viel geschehen sei. Ohne Unterlaß haben die Concilien zu ordnen und einzuschärfen: hier, daß die Prediger sich nicht wegen Glaubenspunkten bekämpfen sollen, dort, daß verwegene Meinungen an die kirchliche Aufsichtsbehörde und nicht auf die Kanzel gebracht werden sollen; jetzt Verbot für die Pfarrer, nicht approbirte Mönche, wandernde Almosensammler und dergleichen Leute zur Predigt zuzulassen, dann Verbot für die Mönche, die Gläubigen von der Pfarrkirche abzuziehen. Die ganze kirchliche Gesetzgebung des Mittelalters ist in der That von dem Grundsatz beherrscht, daß der Pfarrer — oder, wie er meist genannt wird, der Leutpriester (plebanus), — da er vor Gott die Seelen seiner Pfarrkinder verantworten soll, auch nothwendig die Mittel besitzen muß, um auf sie einzuwirken. Daher für die Gläubigen das strenge Gebot, der Pfarrmesse und Predigt an Sonn- und Feiertagen beizuwohnen, einmal des Jahres dem Leutpriester zu beichten und aus seiner Hand die österliche

Communion zu empfangen[5]. In den Privatkapellen ist jeder Gottesdienst, jede Predigt während der Messe, Predigt und Vesper in der Pfarrkirche untersagt. Das Concil von Passau (1470) verbietet den Klostergeistlichen, ohne eine besondere Erlaubniß des Bischofs Vormittags in ihren Kirchen zu predigen. Ein Jahr später bestimmte der Bischof von Speier, daß die Predigt im Dom zwischen Mittag und ein Uhr stattfinden sollte; die Mönche durften erst nach der Vesper predigen. Aehnlich zu Ulm und Stuttgart. In der letzten Stadt durften die Klostergeistlichen selbst im Advent und in der Faste nur an den Tagen predigen, wo in der Münsterkirche nicht gepredigt wurde. Und, um jede Sonderung zu vermeiden, die Mönche mußten sich derselben Evangelien bedienen, wie die Leutpriester.

Dieses Gebot der Predigt, das während des 15. Jahrhunderts in Deutschland so strenge eingeschärft wurde, findet sich auch in den ascetischen Büchern, seien sie nun für Cleriker oder für Laien bestimmt, mit derselben Strenge festgehalten. Ein weit verbreitetes Buch, das Lavacrum conscientiae sacerdotum[6], erklärt die Uebertreter dieses Gebotes für der Gnade verlustig; wer eine Pfründe wünscht, ist im Gewissen verpflichtet, jedem Mitbewerber den Vorrang zu lassen, der geschickter im Predigen ist. Surgant, der ein vielgebrauchtes Manuale curatorum geschrieben hat, versteigt sich sogar zu der Erklärung: jeder Priester, der im Stande der Todsünde und ohne Reue zu erwecken das Predigtamt ausübe, mache sich einer Entheiligung und folglich einer neuen Sünde schuldig. Wie es sich auch mit der theologischen Richtigkeit dieser Behauptung verhalten mag, sie zeigt die hohe Achtung, die das Mittelalter gegen das Wort Gottes hegte. Es stellte dasselbe auf gleiche Linie mit der Eucharistie. Die Sünde ist nicht geringer, sagt derselbe Surgant, wenn man das Wort Gottes vernachlässigt, als wenn man eine Partikel vom Leibe des Herrn auf die Erde fallen läßt.

Wie der Pfarrer predigen soll, so sind die Pfarrkinder verpflichtet, Gottes Wort zu hören. Die Beichtspiegel, sagt der

protestantische Schriftsteller Geffcken[7], erwähnen regelmäßig beim dritten, oft schon beim ersten Gebot, die Vernachlässigung der Predigt. („Hefstu nicht eine ganze predekie gehort? Hefstu din ghesinde misse unde predekie vorsumen laten?") Lanzkranna, Propst zu St. Dorotheen in Wien, der Verfasser des ascetischen Werkes „Himmelsstraß", will, daß der Hausvater mit Frau und Kindern und seinem „Völklin" (Gesinde) am Sonntagnachmittag die Predigt besprechen, ja sogar Einiges davon niederschreiben soll[8]. Nicolaus Rus von Rostock verlangt, daß der Bischof diejenigen excommunicire, die beim Beginn der Predigt das Gotteshaus verlassen; Concilien verbieten, während der Predigt sich auf dem Kirchhof aufzustellen; Uebertreter sollen dem Bischof angezeigt werden.

Zahlreiche Predigtsammlungen sollten die Aufgabe erleichtern. Surgant empfiehlt in seiner 25. Betrachtung den jungen Priestern folgende Werke: außer der Basler Bibel mit der glossa ordinaria und der des Nicolaus von Lyra sammt den Concordanzen, die Postille des Wilhelm von Paris (in wenigstens 75 Auflagen vor dem J. 1500 gedruckt), den Thesaurus de tempore et sanctis, das Rationale divinorum officiorum, das Compendium theologicum mit dem Speculum exemplorum, das Lumen animae, den Liber similitudinum, die Sermones discipuli (auch schlechtweg Discipulus genannt und vor dem J. 1500 mehr als vierzigmal gedruckt), den Vincenz Ferrier und die Schriften der Kirchenväter und Scholastiker; weiter dann die Biga salutis, das Compendium morale, das Dormi secure (eine sehr beliebte Postille, so genannt, „weil die Predigten sich ohne große Mühe einprägten"), Jakobus a Voragine, Gerson, Hugo von Prato, Lochmayer, das Mariale, das Pomerium, Gemma praedicantium, den Peregrinus und noch eine lange Reihe von Autoren. Daß der Klerus diese Bücher fleißig kaufte, kann nicht bezweifelt werden; die Humanisten fanden an denselben keinen Gefallen, die Verleger aber kannten ihr Geschäft wie in unsern Tagen.

Obgleich bei weitem nicht alle Auflagen dieser Bücher auf uns gelangt sind, so hat doch Panzer von dem Dormi secure sechsundzwanzig verschiedene Auflagen aufgefunden; von der Biga salutis wurden in Hagenau allein mehrere Ausgaben veranstaltet (1499, 1506); die Sammlung Pomerium erschien in demselben Hagenau wenigstens viermal und einigemal in Straßburg; Turrecremata's Flos theologiae (Predigtentwürfe) wurde mehrmals an verschiedenen Orten gedruckt, ebenso ist es mit dem Discipulus, der Gemma praedicantium. Nun waren zwar alle diese Predigtbücher lateinisch geschrieben, und das hat in früheren Jahren manchen oberflächlichen Kopf zu der unsinnigen Meinung gebracht, als ob man im Mittelalter auch vor dem Volke lateinisch gepredigt hätte; nein, dem Volke wurde in der Landessprache gepredigt; „die deutsche Predigt," sagt Geffcken, „war nicht etwa eine Ausnahme, sondern eine feststehende allgemeine Sitte." Wohl mußte man also die Sermones aus den Predigtbüchern sich selbst erst in die Landessprache umsetzen, und das war immerhin schon einige Arbeit, dennoch aber kann es nicht als ein Beweis geistiger Thätigkeit gelten, wenn die große Mehrzahl der Kanzelredner sich der eigenen Composition überhoben erachtete und mit Seelenruhe sagte: ich predige Abjiciamus, ich predige Suspendium, ich predige (seit 1395 viel gehört) Dormi secure [9].

Ueber die Art der Predigt in damaliger Zeit handelt Surgant in seinem Handbuch sehr eingehend und zählt fünf verschiedene Arten von Kanzelvorträgen auf. Die von ihm empfohlene Methode ist dieselbe, deren sich noch Bossuet und die Kanzelredner des 17. Jahrhunderts bedienten. Der Geschichtschreiber der französischen Kanzelberedtsamkeit im Mittelalter, Lecoy de la Marche, führt außer den verschiedenen Arten von Sonntags- und Festtagspredigten, von Heiligen- und Wallfahrtsreden, von Morgen- und Nachmittags-Predigten auch noch Standesreden (ad status) und sogar Predigten in Versen auf [10]. Solche schulgerechte Reden sollen nach Surgant die Regel sein, und

nur ausnahmsweise bei zahlreichen und dringenden Geschäften mag ohne Einleitung und Disposition an Stelle eines Sermons das Evangelium verlesen und in Kürze erklärt werden.

Wir können also Geffcken schon beistimmen, wenn er meint, daß im Mittelalter und namentlich in der Zeit, die der Reformation unmittelbar vorherging, wenigstens ebenso viel gepredigt worden sei, als in unsern Tagen. Uebrigens haben das auch die ersten Protestanten nicht selten selbst wohl anerkannt; sie beklagen sich hauptsächlich darüber, daß das Predigtamt in kleinen Städten und auf dem Lande durchaus unwissenden Menschen anvertraut sei. Aber man weiß schon, daß die Parteigänger Luthers sehr bereit waren, Jeden als Ignoranten und Dunkelmann zu bezeichnen, der nicht zu ihnen hielt. Doch wollen wir gerne zugestehen, daß es vor der Reformation recht viele ungeschickte Kanzelredner gab, wenn auch die Spöttereien des Erasmus über die Prediger seiner Zeit, vorzüglich über die Mönche, nicht allzuviel beweisen. Aber auch Geiler klagt, daß unter den zahlreichen Predigten seiner Zeit sehr wenig wirklich Gutes und Vollendetes sei. Freilich: Vollendetes ist zu allen Zeiten selten gewesen.

Doch mögen besondere Umstände die Klagen des Erasmus und Geilers bis zu einem gewissen Grad rechtfertigen. Die beiden Hauptpredigerorden, die Dominikaner und Franziskaner, waren nach ihrem ersten Aufschwung rasch gesunken. Nur zu oft beschränkte sich ihre Kanzelthätigkeit auf unfruchtbare Erörterungen über ihre Rechte und Privilegien und auf Mißgunst gegen den Weltklerus. Diese Lage der Sache führte einen Umschwung herbei. Bis dahin war ihnen die Predigt in den meisten Großstädten anvertraut; jetzt suchte man sie davon auszuschließen. Da wurden zahlreiche Pfründen gestiftet für Prediger aus dem Weltklerus: zu Basel, Constanz, Speier, Mainz, Würzburg, Straßburg; in der kleinen Grafschaft Württemberg von 1440 bis 1522 in nicht weniger als zwölf Städten. Bald waren die Bischöfe und Domkapitel, bald einfache Priester,

bald Bruderschaften oder fromme Laien die Stifter; bald auch that sich die ganze Bürgerschaft zusammen zum Unterhalt eines Predigers. Fast immer schließen die Stiftungsbriefe den Klosterklerus förmlich aus, selbst wenn es sich nur um zeitweilige Stellvertretung handelt.

Auch in Straßburg waren die Bettelorden an Ansehen gesunken. Zwar war ihnen in einem Streit mit dem Weltklerus über das Begräbnißrecht (ultimum vale) der Sieg geblieben, Dank ihrem Bündnisse mit dem Magistrat; aber dieser Sieg brachte ihnen keinen Nutzen. Sie besaßen die Kanzel im Münster, doch ihre Predigtmanier war weit entfernt, den gesunden Theil der Bevölkerung zu befriedigen. Man gedachte sie, wie es bereits anderwärts geschehen war, anderweitig zu ersetzen; indeß pflegen sich solche Sachen in die Länge zu ziehen. Eine fromme Frau hat das Verdienst, die Angelegenheit rasch gefördert zu haben. Susanna von Cölle, Gattin von Peter Schott, einem der ersten Bürger der Republik, drängte ihren Mann zu den weiteren Schritten. Schott verständigte sich mit einigen Freunden; man beschloß, einen weltlichen Kanzelredner zu suchen. So standen die Sachen, als Johann Geiler von Kaisersberg gerade nach Straßburg kam.

II.

Geilers Jugend und Bildungsstätten. Reformversuche in den hohen Schichten des Klerus.

Johannes Geiler wurde zu Schaffhausen am 16. März 1445 geboren, seine Eltern waren Johann Geiler und Anna Zuber. Der Vater war Unterschreiber an dem Gerichte der Stadt, die damals dem Hause Oestreich gehörte. Nicht lange nach der Geburt seines Sohnes verlegte er als Notar und Stadtschreiber seinen Wohnsitz nach Ammerschweier in Ober-Elsaß. Dort starb er drei Jahre später an einer Wunde, die er auf einer Bärenjagd

erhalten hatte; der verwaiste Sohn fand Aufnahme bei seinem Aeltervater in der benachbarten Stadt Kaisersberg. Daraus scheint hervorzugehen, daß Geiler vielleicht durch beide, sicher wohl durch einen von seinen Eltern dem Elsaß angehört, und es rechtfertigt sich der Beiname „von Kaisersberg", den ihm seine Zeitgenossen und die Nachwelt gegeben haben. Ruhig und glücklich verlief von da an Geilers Jugend, sie hinterließ ihm süße Erinnerungen, an die er in seinen Predigten gerne anklingt. Er erzählt uns, daß er seine erste Communion zu Kaisersberg gehalten, daß er gefirmt sei in der Kirche zu Ammerschweier, das er gern Amoris villa nennt[11]. Dort lernte er lesen; über seine ersten Studien schweigen sowohl er als seine Biographen. Doch waren dieselben mit seinem fünfzehnten Jahr so weit vorgeschritten, daß er den väterlichen Herd verließ und die Vollendung seiner Studien an einer Universität suchte. Freiburg erhielt den Vorzug.

Diese Hochschule war eben erst durch einen Prinzen aus dem Hause Habsburg, den Erzherzog Albert VI. (1456), gegründet. Nach dem Stiftungsbriefe sah der Gründer in der Errichtung dieser Hochschule ein löbliches und gutes Werk, durch das er den Dank für zahlreiche göttliche Wohlthaten abstatten und für menschliche Fehler die Verzeihung Gottes erringen wollte; die Anstalt sollte eine Quelle der Wissenschaft und Weisheit sein, und zur Ehre Gottes und der unbefleckten Jungfrau, zum Troste und Schutz der Christenheit und zur Verbreitung der katholischen Religion dienen. Papst Calixt III. und Bischof Heinrich von Constanz bestätigten die Stiftung, die mit Kirchengütern dotirt wurde, und in der Reformationszeit, abweichend von ihren Nachbarschwestern Basel und Heidelberg, der katholischen Sache treu blieb.

Geiler war einer der ersten Schüler: die Vorlesungen begannen im Frühjahr 1460, am 28. Juni desselben Jahres ward er durch den ersten Rektor Matthias Hummel in die Fakultät der freien Künste (philosophische Fakultät) eingetragen.

Nach zwei Jahren wurde er, neben einem Johann Scriptoris von Kaisersberg, zum Baccalaureus, 1463 zum Licentiaten und am 3. Februar 1464 mit den gebräuchlichen Feierlichkeiten im Liebfrauen-Münster zum Magister der freien Künste promovirt.

Das bekannte ausgelassene Studentenleben an den mittelalterlichen Universitäten war auch in Freiburg zu Tage getreten. Ein Gebot, das Lehrern wie Schülern die kirchliche Tracht vorschrieb, scheint nicht gar strenge gehalten worden zu sein. Auch Geiler, der sich bei seinem Vermögen einen gewissen Luxus gestatten durfte, hatte sich davon emancipirt. Als er sich nun zum Licentiats-Examen stellte, mußte er sich vorab eidlich verpflichten, zwei Jahre lang keine Schnabelschuhe, Ketten und Armspangen zu tragen, und zwar, wie die Akten sagen, zur Strafe dafür, daß er sie früher getragen hatte.

Der junge Magister der Künste verweilte mehrere Jahre als Docent in Freiburg; er las nacheinander über die Summa des Alexander von Hales und verschiedene Schriften des Aristoteles. Er erhielt alle akademischen Würden, wurde Mitglied des Rathes der philosophischen Fakultät, Beirath des Dekan und am 31. Oktober 1469 selbst Dekan, eine Würde, die nach akademischem Gebrauch nur sechs Monate dauerte.

Um diese Zeit trat Geiler in den geistlichen Stand. Um sich in der Theologie zu vervollkommnen, begab er sich an die damals blühende Universität Basel, wurde Mitglied der philosophischen und theologischen Fakultät, las 1471 über Deuteronomium und Apokalypse, die zwei nächsten Jahre über Meister Lombardus' Sentenzen, wurde 1474 Dekan der Artisten-Fakultät und 1475 Doktor der Theologie. Kaum hatte er so seine Studien beendet, da kam ihm ein ehrender Ruf von Freiburg. Am 17. April 1476 war dort eine Deputation des Magistrats vor dem akademischen Senat erschienen und hatte für Dr. Johann von Kaisersberg einen Lehrstuhl begehrt. Der Senat stimmte zu, Geiler ward am 19. April 1476 Mitglied der theologischen Fakultät zu Freiburg, am 31. Oktober Rektor der

Universität. Am Vorabend von Philipp und Jakob (30. April) 1477 lief diese Würde aus, und bald nachher verließ Geiler die Universität und die gastliche Stadt Freiburg[12].

Während seines Aufenthaltes zu Basel war Geiler mit der Seelsorge am Münster betraut gewesen; aber bald hatte er erkannt, daß er nicht für diesen Beruf geschaffen sei. Es war die Verwaltung des Bußsakramentes, die ihn schreckte; er konnte sich dabei nie genug thun, war, nach eigenem Geständniß, nicht bloß langsam, sondern auch unruhig und scrupulös bis zum Uebermaß. Es kam vor, daß er zwei=, dreimal die bereits losgesprochenen Pönitenten zurückrief, um ihnen noch Rath oder Ermahnungen zu geben.

Mehr gefiel ihm die Kanzel; da konnte sein Eifer und seine Thätigkeit sich besser entfalten. So nahm er gern den Vorschlag einiger angesehenen Bürger von Würzburg an, die ihn in Baden=Baden hatten predigen hören und ihm die Stelle eines Kanzelredners in ihrer Stadt anboten. Er hielt eine Probepredigt und riß seine Zuhörer dermaßen hin, daß man sofort sein Gehalt auf die für jene Zeit sehr beträchtliche Summe von zweihundert Goldthalern festsetzte, bis sich für ihn ein passendes Benefizium finden würde. Geiler kehrte nach Basel zurück, um seine Bücher zu holen; auf dem Wege durch Straßburg besuchte er den Ammeister Peter Schott. Dieser kannte ihn mindestens durch seinen Ruf, da die beiden Universitäten Basel und Freiburg von vielen jungen Elsässern besucht wurden. Er hörte, daß Geiler das Katheder verließ, um sich der Kanzel zu widmen, und da er eben für Straßburg einen Prediger suchte, so lag es nahe, Geilern diesen Posten anzubieten und ihm neben dem traurigen Glaubens= und Sittenzustand Straßburgs auch vorzustellen, daß er vor Allem seinem Vaterlande verschuldet sei. Geiler ließ sich überreden und blieb in Straßburg.

Nun handelte es sich um den Unterhalt des neuen Kanzelredners. Schott verständigte sich mit dem Bischof Robert; es

fand sich eine Präbende, genannt bischöfliche Kaplanei, die der Prälat vergeben konnte. Aber der bisherige Inhaber mußte entschädigt werden, und daher rührt wohl eine jährliche Rente von 30 Goldthalern, die Schott lange Zeit aus seinem Privatvermögen zahlte. Unterdeß kam ein Abgesandter von Würzburg, wo die Verzögerung Geilers bereits Unruhe erregt hatte. Daher große Aufregung in Straßburg, man beschleunigte die Angelegenheit und hielt den Würzburger Abgesandten, damit er keinen Lärm schlagen konnte, so lange ganz artig in strengem Verwahr. Als Alles abgemacht und Geiler als Prediger feierlich installirt war, erschien ein zweiter Bote von Würzburg. Den nahmen die Straßburger freundlich auf, gaben dem ersten die Freiheit wieder, entschädigten ihn großmüthig für seine Gefangenschaft und schickten dann Beide mit Brief und Gruß an „ihre guten Freunde" in Würzburg.

Auf den Wunsch von Schott und vielen angesehenen Bürgern Straßburgs errichtete nun Bischof Robert im Einverständniß mit dem großen Kapitel die Stelle eines Predigers durch eine Urkunde vom 1. April 1478. Diese Einrichtung wurde dann am 12. Mai 1479 auf Ansuchen des neuen Bischofs Albert von Bayern und des Kapitels am Münster von Papst Sixtus IV. bestätigt. Die Urkunde bestimmt in ihren Hauptzügen:

Der Bischof unterdrückt den Titel der bischöflichen Kaplanei, die für jetzt und immer der Stelle des Dompredigers annex sein soll. Dieser Domprediger soll außerdem an gewissen Einkünften des Kapitels Antheil haben und vom Kapitel eine passende Wohnung nicht weit vom Münster erhalten. Der Bischof überläßt dem Dechanten und dem Kapitel das Ernennungsrecht zu der neuen Stelle; er selbst bestätigt den Gewählten. Das Kapitel soll möglichst den Würdigsten und Erfahrensten zum Prediger aussuchen; derselbe soll Licentiat oder Doktor der Theologie sein und erst nach einer Probe von zwei Monaten definitiv angestellt werden. Er hat jährlich vier Wochen

Ferien, außerdem darf er auch nicht eine Nacht ohne Erlaubniß des Dechanten, und niemals während der Fastenzeit abwesend sein; er darf, Krankheit ausgenommen, niemals oder doch nur mit Erlaubniß des Dechanten die Predigt aussetzen. Und während seiner Abwesenheit oder Krankheit soll die Predigt nicht ausfallen, sondern durch einen andern Weltgeistlichen, aber nicht durch einen Mönch, gehalten werden. In der Fastenzeit muß täglich, sonst an Sonn- und Festtagen gepredigt werden, außerdem am Vorabend der Hauptfeste und bei besonderen Gelegenheiten, wie bei öffentlichen Gebeten, oder wenn ein Legat des hl. Stuhles oder eine andere hochwichtige Persönlichkeit nach Straßburg kommt. Der Bischof dispensirt den Prediger vom Chor, doch soll derselbe das Offizium der Stiftsherren niemals stören, auch dem Pfarrer von St. Laurenz seine Rechte lassen; auch soll er dem Kapitel am Münster Gehorsam geloben.

Geiler hatte sich bei der Uebernahme seines Amtes weder die Schwierigkeiten desselben, noch die unvermeidlichen Kämpfe verhehlt. Er sah voraus den Widerstand, den der Angriff gegen tief eingewurzelte Mißbräuche nicht nur bei Laien, sondern auch in den Reihen des Klerus erregen würde. Aber nichts konnte ihn schrecken; er wußte, daß es seine Pflicht sei, als Diener des göttlichen Wortes sich wie eine eherne Mauer dem Strom der Laster entgegenzustellen und der Bosheit jeder Art kühn die Maske abzureißen. Stark im Vertrauen auf Gott, auf den Beistand des Bischofs und auf die Zustimmung des gesunden Theils der Bevölkerung, begann er ohne Zögern den Kampf und führte ihn 32 Jahre mit einer Ausdauer, die nichts zu beugen vermochte, ähnlich (nach seinem eigenen Ausdrucke) der Trompete, die trotz Kugeln und Granaten forttönt und die nur der Tod zum Schweigen bringen kann [13].

Bald konnte Geiler bei einer feierlichen Gelegenheit sein Talent und seine Kühnheit zeigen. Bischof Robert von Bayern starb zu Zabern am 17. Oktober 1478; gerade einen Monat

später, am 17. November, hielt ihm Geiler eine lateinische Leichenrede in Gegenwart des neuen Bischofs Albert, vieler Prinzen und Grafen, Bischöfe, Aebte und sonstigen kirchlichen Würdenträger. Bischof Robert hatte seine Fehler, aber auch seine guten Eigenschaften gehabt; er hatte in den letzten Jahren seiner langen Regierung (1439—78) die Finanzen seines Fürstenthums zu ordnen und die Fehler der früheren Verwaltung, sowohl der seines Vorgängers Wilhelm von Diest als seiner eigenen, zu heilen gesucht. Das Urtheil der Geschichte ist ihm nicht ungünstig; für Geiler war er ein wohlwollender Beschützer gewesen. Aber der strenge Redner wollte hier nicht Tugenden loben, die er wohl als sehr gewöhnlich erkannte. Lieber benutzte er die ernste Todtenfeier, um seinem glänzenden Auditorium die großen Wahrheiten des Glaubens vorzutragen und an dem noch halb offenen Grabe mit seltener Beredtsamkeit die Eitelkeit aller irdischen Größe zu schildern.

„Robert ist todt," so ruft er aus, „Robert, von Gottes Gnaden Bischof von Straßburg, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Bayern, Landgraf von Elsaß ... gestorben in den Armen der Seinigen wie ein anderer Erdenwurm." Und nachdem er ihm einen anderen Grabredner gewünscht hat, der etwa mit der Eleganz eines Cicero sprechen könnte, beschreibt er das Glück des Friedens, den die Diözese ihrem Bischofe zu verdanken gehabt, und spricht: „Möge Dir, o Robert, Gott dafür den ewigen Frieden geben!"

Hier hält der Redner inne; nunmehr ruft er den erzürnten Schatten des Verstorbenen hervor und läßt ihn reden. „Du zählst meine Ahnen auf," so ruft dieser aus, „Du rühmst den Adel meines Hauses, Du erhebst bis an den Himmel die Wohlthaten des Friedens; und deshalb beklagst Du meinen Tod. Du Thor!" — „Weshalb bin ich denn ein Thor?" fragt Geiler. — „Weil dieser ganze glorreiche Stammbaum nichts ist, weil Ruhm, Reichthum, Genuß, das Leben selbst, weil Alles, was die Menschen schätzen und suchen, nichts ist! Gar nichts!"

— Geiler entschuldigt sich: er wisse das wohl, aber wage es nicht zu sagen, Robert möge an seiner Statt diese herben Wahrheiten vortragen. „Wage nicht," so fährt der Todte fort, „den Adel des Blutes zu erheben! Haben wir nicht Alle einen Vater? Sind wir nicht Geschöpfe eines Gottes?" Und er führt nach einander Saul, David, die Apostel vor, die der Herr aus den Kleinen und Niedrigen dieser Welt erwählte, und er zeigt, daß nur der Adel der Seele und der Tugend, nicht der von Fleisch und Blut wahren Werth hat, und er schildert die ganze Eitelkeit des Menschenlebens.

Doch dieses Leben hat ja auch etwas Gutes: es ist der Weg zu einer glücklichen Ewigkeit, wenn nur der Mensch diesen Weg nicht verfehlt. „Und welches ist dieser Weg?" fragt Geiler. — „Fürchte Gott und halte seine Gebote; das ist der ganze Mensch." — „Aber hier sind Bischöfe, Prälaten, Aebte; hast Du, o Vater, für sie nicht noch besondere Vorschriften?" — „Sie haben die Regeln der Väter; mögen sie diese befolgen." — „Aber," so fährt der Todte fort, „sage mir, Johannes, ist schon ein neuer Bischof da? Wer ist's?" — „Albert ist es, Dein Neffe. Hast Du ihm etwas zu bestellen?" — „Wenn Du ihn siehst, vergiß nicht, ihm oft das Wort des Apostels zu wiederholen: Ein Bischof soll tadellos sein" u. s. w. und auf Grund dieses Textes zeichnet der Verstorbene den ganzen Umfang der bischöflichen Pflichten. „Sage ihm das Alles," so schließt er dann. — „Albert hat es selbst gehört," antwortet Geiler, „er ist hier." Und dann läßt der Redner den Verstorbenen mit einem letzten schauerlichen „Gott befohlen!" in seine Todtenruhe zurück sinken und schließt sofort: „Gott befohlen, ihr Alle! Robert ist todt!"

Mit solchem apostolischen Freimuth legte Geiler dem neuen Bischof seine Lebensregeln vor. Mit derselben Kraft wiederholte er sie ihm sechs Jahre später in der Grabrede auf seinen Bruder Johann von Bayern, Propst am Münster, der 1481 zu Jerusalem starb.

„Das Blut Deines Bruders schreit zu mir empor," so beginnt sein Text. Dann läßt er den Tod selbst predigen: Gedenke, o Mensch, daß du Staub bist und zum Staube zurück kehrst, und nach den schwermüthigen Klängen des Buches Job malt er den flüchtigen Schatten des Menschenlebens, diese Blume kaum erblüht und bereits von den Füßen der Wanderer niedergetreten, diese Schattengestalt, die zu der Verwesung spricht: Du bist mein Vater; zu den Würmern: Mutter und Schwester seid ihr mir. Dann aber erhebt er den Blick des Menschen aufwärts zum Himmel, der einst sein Erbtheil sein soll, den aber Fleisch und Blut nicht besitzen werden.

„Es gibt noch andere Stimmen," so wendet er sich nunmehr an den Bischof, „die zu Dir rufen in dieser Diözese, noch anderes Blut, das um Rache schreit. Denn das Land ist bedeckt mit dem Blute der Sünden; unsere Hände sind voll Blut; was sage ich? unser Gesicht, unser Körper ist damit bedeckt. Von den Füßen bis zum Haupte ist kein gesundes Glied am Klerus wie am Volke. Das Blut all dieser Sünden schreit auch gegen Dich, daß Du es rächest und Deine Hände waschest im Blute der Sünder. Es ist sehr schlimm für die Oberen, wenn sie nicht hören die Stimme dieses Blutes, von dem Gott einst in seinem Zorn eine strenge Rechenschaft fordern wird." —

Bischof Albert setzte das Verbesserungswerk seines Onkels fort, suchte die Schulden des Bisthums zu tilgen, kaufte verpfändete Lehen zurück und stellte die Befestigungen der Städte und Burgen seines Fürstenthums her, — heilsame Maßnahmen, durch welche seine Nachfolger in den Stand gesetzt wurden, mit geringerem Nachtheil die Unruhen der Reformationszeit und des Bauernkrieges zu überstehen. Für dergleichen Ausgaben mußte Albert sich nach außerordentlichen Hülfsquellen umsehen. Er wandte sich nach Rom und ließ sich vom Papste Sixtus IV. bevollmächtigen, ein Jahr lang die Revenüen aller vakanten Benefizien seiner Diözese in Empfang zu nehmen.

Man nannte das Annaten. Zugleich erhielt er auf sein Ansuchen auch eine Dispens von der Strenge der vierzigtägigen Faste. Der Papst gestattete, wie es schon 1344 für Köln und Trier geschehen war, nun auch für die Diözese Straßburg den Genuß von Butter und Eiern während der Faste. Wer von dieser Dispens Gebrauch machen wollte, mußte ein nach seinen Verhältnissen bemessenes Almosen geben. Es scheint, daß von der Dispens gern und viel Gebrauch gemacht wurde; das Volk nannte in seiner Laune die von den Dispensgeldern angeschafften Kanonen „Ankenbüchsen" (Butterbüchsen).* Anders der strenge Geiler. Er bedauerte bitter und tadelte scharf diese Abweichung von der ursprünglichen Fastenstrenge; und seine Freunde bezweifelten, ob er je von der Dispens Gebrauch gemacht habe, wie schwer ihn auch das Fasten ankam.

Im Uebrigen machte das kirchliche Leben am bischöflichen Hofe wohl einige, doch immerhin geringe Fortschritte. Während Bischof Robert nie Messe las, sondern am Grünendonnerstage mit dem Hofgesinde die Laien-Kommunion in seiner Kapelle empfing, celebrirte Bischof Albert doch zu Zeiten an hohen Festen und während der Fastenzeit in seiner Kapelle zu Zabern, aber nie in seiner Domkirche. Geiler mußte nach seinem Tode von ihm sagen: Es ist wahr, daß er nie einen Pontifikalakt ausgeübt hat. Zwar ließ er Stab und Mitra machen, die vorher nicht vorhanden waren, — seit hundert Jahren nämlich waren den Straßburger Bischöfen diese Insignien der bischöflichen Würde abhanden gekommen, wahrscheinlich versetzt, — aber gebraucht hat er sie nie.

Doch einmal raffte Bischof Albert sich auf und berief eine Diözesan-Synode nach Straßburg auf den Donnerstag nach dem weißen Sonntag (28. April) 1482; es sollen sich sechshundert

---

*) In Frankreich haben einzelne Kirchen, wie zu Rouen, zu Chartres, sogen. Butterthürme, die ohne Zweifel von ähnlichen Veranlassungen herrühren.

Priester eingefunden haben. Als der Bischof Geilern die Eröffnungsrede übertrug, mußte er sich auf ein freimüthiges Wort gefaßt halten; hatten ja die Concile von Constanz und Basel, die Schriften von Gerson und Peter d'Ailly dem freimüthigen Tadel bereits die Wege recht breit gebahnt. Aber Geiler hatte sich vorgenommen, hier die Wahrheit dermaßen zu sagen, daß dem Bischof und seinen Höflingen beide Ohren klingen sollten.

„Es freuten sich die Jünger“ — so begann er — „als sie den Herrn sahen. Und es stand Jesus der gute Hirt unter ihnen und sprach: Der Friede sei mit euch. Dann zeigte er ihnen seine Seite und seine Hände, und es freuten sich die Jünger, als sie den Herrn sahen.

„Nun merke, Du Vorsteher des Straßburger Stuhles: sieh, Deine Jünger sind hier alle versammelt, nicht aus Furcht vor den Juden, sondern durch Gehorsam vereinigt, nicht als irrende Schafe, sondern gewendet zu Dir, ihrem Hirten, dem Bischof ihrer Seelen. Glaube mir: es freuten sich Deine Jünger, als sie Dich, ihren Herrn und Bischof, in ihrer Mitte sahen. Und warum freuten sie sich? Weil sie hoffen, Du werdest ihnen sagen: Der Friede sei mit euch! Du werdest ihnen zeigen Deine Hände und Deine Seite, die Seite der Liebe, nicht die Säckel der Besteuerung, die Hände des Schutzes, nicht den Stab der Unterdrückung. Es staune also, es überfließe und erweitere sich Dein Herz, da Du Deine Gehülfen, die Hirten Deiner Herde, vor Dir siehst. Deine Briefe haben sie ja berufen zur Ausrottung der Laster, zur Pflanzung der Tugenden. Du hast sie ja zusammen treten lassen, daß sie sehen und hören, was für kirchliche Reform zu thun und vorzukehren sei.

„Du suchest nach dem Vorbilde des wahren Hirten eine Reformation. Du wirfst Dein erstes Augenmerk auf die Quelle des ganzen Leidens. Denn wie aus dem Hause Gottes alles Gute hervorgeht, so kommt auch aus ihm alles Böse. Ist das Priesterthum im rechten Stande, so blüht die ganze Kirche. Ist der Klerus verdorben, so ist die ganze Kirche verdorben.

„Ich bin gewiß, daß nicht Fleisch und Blut, nicht der Teufel, nicht die Welt, sondern der gute Geist Dich so in der Mitte Deiner Brüder stehen heißt. Fleisch und Blut hat es Dir nicht befohlen; denn das führt eher in Schlafgemächer und Kammern der Unzucht, zu Schmausereien und Trinkgelagen, zu Köchen und Weibern, nicht aber in die Mitte der Jünger. Der Teufel, ich weiß es, hat es Dich auch nicht geheißen; der hat niemals solche Vereinigung geliebt. Wehe, wehe denjenigen Bischöfen, welche jetzt schon in der Hölle heulen und zähnklappern, die ihre Jünger nicht um sich versammelt, sich nicht in ihre Mitte gestellt haben wie Bischöfe, sondern sich stellten unter die lärmenden Schaaren von Soldaten, Kupplern und Schlemmern, die nicht Mitra und Stab trugen, sondern Lanze und Schild; ihnen hat der Teufel so zu stehen gerathen; darum haben sie auch bereits ihren Lohn empfangen im ewigen Feuer."

Und nun bekommen die berüchtigten und bei dem Klerus so mißliebigen weltlichen Räthe des Bischofs ihr volles, gerütteltes Maß:

„Auch die Welt hat Dir nicht dazu gerathen, ich meine jene weltlichen Aegypter, die Menschen der Finsterniß; denn Aegypten bedeutet Finsterniß. Was habt ihr, Aegypter, Männer der Finsterniß, mit dem Hirten der Schafe zu thun? Was hat das Licht mit der Finsterniß, Christus mit Belial gemein? Was habt ihr mit dem Fürsten der Priester zu schaffen, daß ihr also seinen Tisch umringt und euch an seine Seite setzt? Wißt ihr nicht, daß er ein Hirt ist, und daß die Hirten auf jene Thiere losschlagen, die ihr verehrt? Ja, euch gefallen die Rosse des Stolzes, die Schweine der Unzucht, die Wölfe der Gefräßigkeit, die Hunde der Speichelleckerei. Und das sind ja die Thiere, die der Hirt der Schafe schlagen und tödten muß.

„Aber ihr sagt: wir sind ja doch die Bewahrer des Zeitlichen. Nein, ihr seid bei dem Hirten der Schafe die lechzenden Blutsauger, die Verächter der Priester, teuflische Rathgeber, unersättliche Geldsäcke. Ihr seid die lechzenden Blutsauger, die

das Blut der zeitlichen Güter aus den Adern des Hirten und der Schafe aussaugen. Stets suchet ihr, ob ihr nicht einen fetten Bissen heraus ziehen könnt, irgend eine Pfründe oder Dignität, Blutgeld, womit Arme, Wittwen und Waisen sollten ernährt werden, — ihr versuchet, ob ihr nicht für eure Söhne, Neffen und Verwandte kirchliche Benefizien, Propsteien, Dekanien heraus locken könnt. Ihr vertreibt die Männer, die man von Rechts wegen von den äußersten Enden der Erde herbei holen sollte wegen ihrer Gelehrsamkeit und ihres ehrbaren Wandels, während ihr eure Söhnchen und Neffchen, die nicht einmal selbst die Nase putzen können, auf Stellen eindrängt, die Männern, nicht Knaben gebühren, zum Spott und Aergerniß der Welt, zur Schande des Bischofs und der Kirche. Nein, ihr seid nicht die Vertheidiger der Kirche, nicht die Wächter um den Weinberg gestellt zur Bewachung, sondern das Thier, das ihn abweidet.

„Ihr seid es weiter, denen der Haß gegen die wahren Hirten inne wohnt. Ja, während ihr den obersten Hirten umgebet, steht vor euch ein armer Priester, auch einer von den Hirten. O Schande! Länger kann ich es nicht zurück halten, er steht vor euch Nichtswürdigen, er, den nicht einmal der Bischof sollte also vor sich stehen lassen. Und ihr laßt ihn stehen mit entblößtem Haupte und gekrümmtem Nacken, ja, ihr laßt ihn gar die Kniee beugen. Doch ich weiß wohl, du sagst: nicht vor uns beugt er sich, sondern vor dem Hirten, dem wir zur Seite sitzen. Aber das ist es eben, worüber ich klage, daß der Wolf sitzt und der Blutsauger sich's bequem macht, während das Lamm und der Hirte steht... Aber die Bischöfe mögen wissen, daß sie Priester sind und nicht Herren; sie sollen die Kleriker auch als Kleriker ehren, damit auch sie, die Bischöfe, als Bischöfe geehrt werden. Selig derjenige, den seine Söhne umgeben, wie junge Oelbäume! Selig der Bischof, der, wenn er über Geistliche richtet, von Geistlichen, seinen Jüngern, umgeben ist!“

Aber auch bei solchen furchtbar ernsten, fast maßlosen Ausführungen findet sich Geiler bald wieder auf das für ihn haupt-

sächlich passende Gebiet zurück, wo der unverwüstliche Humor gedeiht. Wie schön warnt er den jungen Bischof vor den Schmeichlern!

„Lachst Du, so lachen sie; weinst Du, sie pressen sich Thränen aus; zürnst Du, sie zürnen mit. Sie behandeln Dich nicht anders, als wie die Knaben eine Schweinsblase: einer nimmt sie und bläst hinein, dann gibt er sie einem andern, der sie noch mehr aufbläst, und so einem dritten und vierten, bis sie endlich ganz aufgeblasen ist; dann werfen sie dieselbe einander zu. So werden sie's Dir machen. Der Eine, wenn er den Hals der Blase, d. i. Dein Ohr, in die Hand bekömmt, bläst hinein: ‚Siehe, Du bist ein weltlicher Fürst!' und so wird Dein Sinn aufgeblasen. Dann gibt er sie einem Andern, und der bläst hinein: ‚Ja, auch ein Herzog in Bayern bist Du!' und Du wirst noch mehr aufgeblasen. Nun kommt der Dritte und bläst hinein: „Auch ein Pfalzgraf bei Rhein bist Du!" und Du schwillst von Eitelkeit wie eine Schweinsblase. Endlich überläßt man Dich dem Vierten, der bläst Dich auf: ‚Siehe, Einkünfte und zeitliche Güter gehören sich für einen Fürsten!' O ihr höllischen Verführer! Sie sagen Dir: ‚Du bist ein Fürst', aber sie verschweigen, daß Du ein Bischof bist. ‚Du bist ein Herzog', aber sie sagen nicht, daß Du ein Hirt der Schafe bist, deren Blut von Dir wird gefordert werden. Sie sagen: ‚Du bist Pfalzgraf'; aber sie verschweigen, daß Du Priester bist.

„Sie sprechen: ‚Geistliches wie Weltliches soll zu gleicher Zeit besorgt werden, aber das Geistliche durch Vikarien und Stellvertreter, das Weltliche durch den Oberhirten selbst.' O Zeiten, o Sitten! Bei Gott, ihr Unglücklichen, was ist denn das Größere und Wichtigere, das Geistliche oder das Weltliche? Und wenn denn Beides zumal besorgt sein muß, warum gebt ihr ihm nicht ein, daß er selbst das Wichtigere und Principale besorge, das Zeitliche aber und Zufällige durch Stellvertreter besorgen lasse? Vielleicht erwiederst du: Er wird Beides zugleich thun: bald wird er als Bischof unter seinen Jüngern stehen,

bald als weltlicher Fürst inmitten seines Heeres. O Rath des Achitophel! Er ist thöricht, euer Rath, und wird hinreichend widerlegt durch die beißende und witzige Antwort eines Bauern. Einst zog ein Bischof mit viel Trabanten und Kriegsknechten über Feld, und als er so mitten durch ein Ackerfeld ritt, stand ein Bauer und sah ihn lange an, also daß er den Pflug aus der Hand und den Mund offen stehen ließ. Da fragte ihn der Bischof, was er gaffte und dächte, darauf ihm der Bauer zur Antwort gab: ich hab' gedacht, ob der hl. Martinus, der doch auch ein Bischof war, auch mit solchem Kriegeszeug durch die Aecker geritten. Dem gab der Bischof zur Antwort: Ich thue das ja auch nicht als Bischof, sondern als weltlicher Herr, wie ich es denn jetzt auf diesen Tag bin. Willst du aber den Bischof sehen, so komme auf den und den Tag zur Kirche, dann will ich mich als Bischof erweisen. Darauf dann der Bauer mit lachendem Munde zur Antwort gab: Wann aber der Teufel (da Gott vor sei!) den Herzog hinführt, wo bleibt dann der Bischof?

„Ich will nicht mehr sagen und mit Stillschweigen Manches übergehen, so die Unordnungen in deiner Münsterkirche, die harten Forderungen deiner Steuerbeamten, den Mißbrauch der kirchlichen Strafen, die Leichtfertigkeit, mit der von Kirchengesetzen dispensirt wird; ich spreche nicht von der Ungebühr, die in dieser Stadt Straßburg sich begibt, von der Entheiligung der Feiertage durch Märkte, von heidnischem Aberglauben und Unsitte. Und wenn ich sprechen wollte davon, wie Männer in Frauenklöster und Frauen in Mannsklöster Zutritt haben, und von dem Aergerniß, das daraus entsteht! Nein, ich will es nicht; wir warten jetzt auf deine Worte.

„Ja, sprich du jetzt, hochwürdigster Bischof! Sage uns, was du in Bezug auf kirchliche Reform beschlossen hast. Zeige uns, daß du von Eifer für den Neubau der Kirche beseelt bist. Zeige uns, daß du auch die zu erlassenden Bestimmungen ausführen willst: denn was kann es sonst nutzen, neue Bestim-

mungen zu den alten hinzuzufügen, wenn die einen wie die andern nicht gehalten werden. Die That muß zu dem Worte hinzu kommen; sonst wird man einst dir vorrücken, du habest die Stimme des Jakob, aber die Hände des Esau." [14]

Die Akten dieser Synode sind uns nicht erhalten, sie erzielte nicht die Resultate, die man von ihr hoffen durfte; denn zahlreiche und verschiedene Hindernisse wirkten den guten Absichten des Bischofs entgegen. Geiler aber hielt sich nicht für besiegt; mit unermüdlicher Ausdauer verfolgte er die Ausführung der Reformen, die er sich vorgesetzt hatte, und es glückte ihm, wenigstens einzelne Mißbräuche abzustellen. Wir wollen ihn bei diesen schweren Kämpfen begleiten, so weit uns geschichtliche Daten zur Seite stehen.

III.

Der Ruf nach Reformen im bürgerlichen und kirchlichen Leben.

Die erste Sache, für die Geiler seinen Eifer und sein beredtes Wort einsetzte, war eine Sache der christlichen Liebe; seine ersten Schützlinge die zum Tode Verurtheilten.

In Straßburg galt ein alter und im Mittelalter sehr verbreiteter Gebrauch, in Folge dessen diese Unglücklichen der heiligen Communion und des kirchlichen Begräbnisses beraubt waren. Die zum Strang Verurtheilten wurden vor der Exekution in die Kapelle „zum elenden Kreuz" geführt, wo ein Priester ihnen die heilige Hostie zeigte, dann zum Henkersplatz vor dem Zaberner Thor. Dieselbe Ceremonie vollzog sich an der St. Martinskirche mit den zu Ertränkenden, sie beichteten auf der „Schindbrücke" und wurden von der Brücke in die Ill gestürzt.

Geiler erhob sich gegen diese Sitte, die er gottlos und barbarisch fand, und verlangte Aufhebung derselben. Darob große

Unruhe. Der Magistrat vertheidigt die altgewohnte Sitte; die Mönche stellen sich auf seine Seite; nur Einer, der Karmelit Johann Freitag aus Düsseldorf, nimmt Geilers Partei. Der Streit wird heftiger, der Bischof wendet sich an die gelehrtesten Männer unter seinem Klerus; auch hier sind die Meinungen getheilt. Mittlerweile kommt ein päpstlicher Nuntius, der Franziskaner Emmerich von Kemel, nach Straßburg; er wird sofort mit der brennenden Frage bestürmt, weigert sich jedoch eher zu entscheiden, als bis der Bescheid der Universität zu Heidelberg, an die man sich gewandt hatte, eingetroffen sein würde. Endlich kommt der Bescheid; einstimmig erklären die theologische und die juristische Fakultät: wenn die Verurtheilten Zeichen der Reue gäben und die heilige Communion verlangten, dürfe sie ihnen nicht verweigert werden.

Die Verhandlungen mit Heidelberg hatte Peter Schott geführt, der Sohn des Ammeisters, Stiftsherr an Neu-Sankt Peter, Schüler und Freund Geilers, von dem wir später noch ausführlicher zu berichten haben. Er verfaßte über diesen Gegenstand noch eine besondere Denkschrift, in welcher er hauptsächlich mit theologischen und kirchenrechtlichen, aber auch mit allgemeinen Gründen der Humanität sich der Verurtheilten annahm. Auch andere Freunde Geilers zeigten sich thätig für die Sache; Geiler selbst suchte den Widerstand des Magistrates zu brechen. Noch ist der Brief vorhanden, in welchem er in rührender Weise den Ammeister Matern Trachenfels beschwört, sich zur Ehre Gottes und zum Trost der Aermsten und Elendesten der Sache warm anzunehmen. Die Ablehung seines Antrages entmuthigte Geilern nicht; und endlich hatte er die große Freude, daß Montags nach dem ersten Fastensonntag 1485 der Stadtrath den alten Brauch abschaffte und bestimmte, wenn der Beichtvater den betreffenden Delinquenten für würdig erachte, solle ihm die heilige Communion gereicht werden. So blieb es, bis Straßburg mit Frankreich vereinigt wurde; da sahen die zum Tod Verurtheilten sich abermals der Communion beraubt, nach

dem strengen Brauch der gallikanischen Kirche, in welcher bis zum Jahre 1386 solchen Delinquenten sogar das Bußsakrament verweigert worden war.

Zugleich mit dieser Angelegenheit hatte Geiler dem Nuntius noch andere wichtige Fragen vorgelegt. Aber dieser mußte bald abreisen und wünschte, Geiler möge ihm einen genauen Bericht über die schwierigen Fragen zusenden. Auch dießmal war Schott der Sekretär Geilers, und in einem Briefe, worin er den Nuntius von dem Entscheid der Heidelberger Universität unterrichtet, macht er ihm auch Mittheilung über verschiedene Mißbräuche in der Stadt Straßburg, die uns im Folgenden noch weiter beschäftigen werden. Ob der Nuntius antwortete und sich auf Geilers Seite stellte, ist nicht bekannt, doch möchte man es schließen aus dem Eifer, mit dem Geiler den Kampf fortsetzte.

Gesetze des kleinen Freistaates beschränkten auf's Aeußerste die sogenannten Schenkungen zur todten Hand. Geiler hatte schon lange derartige Gesetze von der Kanzel aus als ungerechte und gottlose bezeichnet. Nun gerieth er selber als Testaments-Exekutor des verstorbenen Stiftsherrn Johann Symler, der sein Vermögen größtentheils für fromme und wohlthätige Zwecke bestimmt hatte, mitten in den Streit hinein. Die Verwandten des Verstorbenen bemächtigten sich eines Theiles der Erbschaft, wurden vom Magistrat trotz der Remonstrationen Geilers im Besitz aufrecht gehalten; ja die Entscheidung des kleinen Rathes, der mit Erbschafts-Angelegenheiten sich zu befassen hatte, schloß mit dem für uns sehr auffallenden Zusatz: wenn die Testaments-Exekutoren sich dieser Entscheidung nicht unterwerfen sollten, so würde ihnen die Stadt ihren Schutz entziehen und sie der Rache der Erben überlassen. Was ein solcher Spruch in einer so rauhen Zeit zu bedeuten hatte, läßt sich denken. Geiler unterwarf sich nicht, und es scheint nach einer Andeutung Wimphelings, daß die Erben sich wirklich zu Gewalthandlungen gegen ihn hinreißen ließen. Erst als der Bischof sich

mit der Sache befaßte und Geilern um des Friedens willen befahl, nachzugeben, fügte dieser sich, aber wider Willen und mit Protest.

Der Straßburger Magistrat fuhr in seinen Ränken und Chikanen gegen die Kirche und ihre Diener fort. Eines schönen Tages fiel es ihm ein, alle kranken Priester von dem Hospital auszuschließen. Man kann sich schon denken, daß Geiler Solches nicht ruhig hinnahm. „Dieses Statut," sagt er, „ist gegen Gottes Gesetz, das Nächstenliebe vorschreibt, ist gegen die priesterliche Würde und bringt seinen Urhebern nur Schande: man schließt weder Juden noch Mörder aus, also stellt man die Priester noch tiefer als diese. Es ist aber auch gegen die Interessen des Hospitals. Denn welcher Priester wird nun noch den Gläubigen zureden, daß sie dieser Anstalt etwas vermachen? Es ist ein Akt der Undankbarkeit. Da ist ein Priester (er war es selbst), der einmal 500, ein andermal 900 Gulden an das Hospital geschenkt hat. Er hätte es gewiß nicht gethan, wenn er gewußt hätte, daß die Priester davon sollten ausgeschlossen werden."

Geiler hat noch andere Klagen gegen die Hospital-Verwaltung. „Da gilt," klagt er, „in hohem Maße das Ansehen der Person. Der Diener eines Reichen wird sofort aufgenommen, sowie der Spittelmeister nur den Namen seines Herrn hört. Aber wenn der Dienstbote eines armen Bürgers krank wird und seine Herrschaft ihn 3 oder 4 Wochen verpflegt hat, bis ihr die Last zu groß wird, dann lädt man den Kranken auf eine Karre und fährt ihn zum Hospital. Doch hier erheben sich tausend Schwierigkeiten. Der Spittelmeister kann sich nicht entscheiden, der arme Mensch wird von einem Vorsteher und Verwalter zum andern geschickt, und der Entscheid wird bis zur nächsten Sitzung des Verwaltungsrathes vertagt. Warum hier ein doppeltes Maß?"

Endlich beklagt er sich noch, daß unter dem Vorwand, die Fonds reichten bei der Theurung der Lebensmittel nicht, manche

Kranke abgewiesen würden, während bei den Sitzungen der Verwaltung auf einmal bis 200 Mark verzehrt würden, — ein Mißbrauch, der sich auch anderswo, besonders bei der jährlichen Ablegung der Rechnung vorfand und mehrfach gerügt wird. Dafür könnte man schon manchen Armen unterhalten.

Man sieht, wie Geiler keinen Mißbrauch, keinen Schuldigen verschonte; mehr als einmal kam er auf diese Sache zurück und brandmarkte die Schwäche und Unehrlichkeit derjenigen, die Armen- und Kirchengüter verwalten sollten, aber sie ihrem Zweck entfremdeten. Oft hielt er den Richtern und Stadträthen ihre Pflichten vor und rief ihnen die Strenge der göttlichen Gerichte ins Gedächtniß. Aber der Erfolg entsprach nicht seiner Anstrengung; gelang es, diesen oder jenen Mißbrauch zu beseitigen, so blieb doch die böse Neigung, die zu stark eingewurzelt war, als daß der Eifer und die Bemühungen eines einzelnen Mannes sie hätten ausrotten können.

Auf dem kirchlichen Gebiet fand Geiler noch mehr zu bekämpfen und zu reformiren. Zunächst die Mißbräuche an kirchlichen Festen. In den Zeiten des Verfalls, wozu die vorliegende Periode zählt, verlieren die schönsten Einrichtungen ihren Sinn und ihre Bedeutung; Mißbräuche schleichen sich ein und entstellen das Ganze, wie Schmarotzerpflanzen auf die Dauer die schönsten Gewächse ersticken. So war's damals in Straßburg. Die schönen kirchlichen Festlichkeiten, die so erhebend und zugleich so volksthümlich sind: Unschuldige Kinder, Pfingsten und Kirchweih, hatten sich in dem Maße, wie das religiöse Gefühl abstumpfte, zum Bösen verkehrt, und als Geiler nach Straßburg kam, boten sie nur noch lächerliche oder anstößige Scenen dar.

Nach einem alten Ritual des Münsters sollte der Stephanstag von den Diakonen, der Johannestag von den Priestern, die Oktav der Erscheinung des Herrn von den Subdiakonen und das Fest der Unschuldigen Kinder von dem Chor oder vielmehr von den Klerikern der niederen Weihen ganz besonders

gefeiert werden. An diesem letzten Tage, berichtet Grandidier[15], hielten die Meßknaben den Chordienst, der Scholaster sang das Hochamt; danach fuhren die Knaben auf Karren durch die Stadt, sangen und führten sogenannte Mysterien (Christi Geburt, Anbetung der drei Könige u. dgl.) auf. Das war, so scheint es, der ursprüngliche Charakter dieses Festes. Aber auf die ruhigen Zöglinge der bischöflichen Schule waren freche und lotterbubenhafte Chorknaben gefolgt; sie feierten den Unschuldigen Kindertag, aber in ihrer Weise. Am Vorabend wählten sie unter sich einen Bischof; wenn am St. Johannstag in der Vesper gesungen wurde: Deposuit potentes de sede, dann bestieg der „Knabenbischof" in Pontifikalgewändern den bischöflichen Stuhl, sang die Orationen und gab den Segen. Seine Kameraden sangen in den Chorstühlen die Antiphonen und Responsorien. Dasselbe Spiel am folgenden Tag. Nach der Kirche führten die Chorknaben im Verein mit den Schülern ihren Bischof vermummt durch die Stadt, drangen singend und tanzend in Kirchen und Klöster ein und machten überall Lärm und Unfug. (Das Fest war von Kaiser Konrad I. im Jahre 912 in St. Gallen eingeführt; gegen die Mißbräuche desselben erhoben sich im 15. Jahrhundert mehrere Synoden, auch die von Konstanz und Basel.)

Anderer Art, nicht weniger anstößig, waren die Mißbräuche am Pfingstfest. Seit alten Zeiten wurde dieses Fest im Münster höchst feierlich begangen; von allen Seiten strömten die Bisthums-Angehörigen in Prozession, mit Kreuz, Fahnen und Reliquien herbei. Während der ganzen Oktave sah man bis in die Nacht hinein lange Pilgerzüge mit Gesang durch die Straßen ziehen von einer Kirche zur andern. Am Pfingsttage selbst begaben sich die Pilger nach dem Hochamt prozessionsweise zum sogen. Frauenhaus (eigentlich: Unser Liebfrauen-Haus) und holten sich den „Pfingstpfennig", einen kleinen Geldbetrag, den der Verwalter der Münsterbaukasse an die Bewohner verschiedener Elsässer Ortschaften zahlen mußte, ohne Zweifel zum

Andenken an die Beiträge, welche diese Ortschaften für den Bau des Münsters gespendet hatten.

Auch hier hatte sich ein häßlicher Mißbrauch ausgebildet. Wenn die Prozessionen mit Gesang in das Münster zogen, dann stand ein Possenreißer hinter einem plump und grotesk geschnitzten Standbild nahe an der Orgel, zog durch Geschrei und allerlei Bewegungen die Aufmerksamkeit auf sich, störte die geistlichen Gesänge durch wüste Lieder und brachte durch wunderliche Fratzen und unanständige Grimassen das Volk zum Lachen. Das nannte man den Roraffen[16].

Am Kirchweihfest wiederum Unordnung. Auch dießmal fanden sich schon am Vorabend die Stadt- und Landleute im Münster zusammen, ein ferner Nachklang der Vigilien in der alten Kirche. Aber was war daraus geworden? Wahre Orgien! Die Nacht hindurch wurde in der Kirche gegessen, getrunken, gesungen und getanzt. In der Katharinen-Kapelle lag ein großes Faß Wein; es wurde an die Ankömmlinge vertheilt; wer sich weigerte, ward zum Trinken gezwungen; wer von Müdigkeit und Trinken einschlief, den weckte man mit spitzen Instrumenten; jeder mußte an dem wüsten Jubel Theil nehmen.

Das waren, man muß gestehen, wüste Mißbräuche. Man hat darin einen Ueberrest der nächtlichen Agapen (Liebesmahle) oder Reste heidnischer Opfermahlzeiten finden wollen[17]. Vielleicht braucht man nicht so weit hinauf zu steigen. Wir sahen in unsern Tagen bei den Volksmissionen, wie die Leute, wo es ihnen gestattet wurde, mit Lebensmitteln versehen, aus Mangel an sonstiger Herberge, sich in der Kirche häuslich einrichteten und übernachteten. So mag es auch damals gegangen sein; das Faß Wein war wohl eine reine Liebesgabe; aber in einer Zeit, da man sich zu Gott dem Herrn etwas vertraulich und familiär stellte, mußte der Fortschritt auf der abschüssigen Bahn ein rascher und bedenklicher sein. Das Fest selbst, das so schön angefangen hatte, schloß mit Lustbarkeiten und Aus-

schreitungen. Neben der Kirche Gottes hatte der Teufel seine Kapelle erhalten.

So ging es auch mit den andern Feiertagen. Und nun die Fasttage! Wenn die Kirche die Gläubigen ermahnte, sich zur Buße zu bereiten, dann zogen junge Leute aus den besseren Familien maskirt und verkleidet durch die Stadt und aßen Honig- und Lebkuchen; am Sonntag Quinquagesimä kehrten sie bei Priestern und in Manns- und Frauenklöstern ein, am Fastnachtsdienstag bei den Laien. Am Aschermittwoch wurde im Münster nach altem Gebrauch ein großer Vorhang vor den Altar gehängt, um den Gläubigen für die Trauer- und Bußzeit den Anblick der Meßgeheimnisse zu entziehen; man nannte ihn Hungertuch. Nach Austheilung der Asche zog eine Prozession mit verhülltem Kreuze unter Absingung der Allerheiligen-Litanei aus. Und die Vermummten ihrerseits, nachdem sie Aschenweihe und Aschenkreuz spöttlich nachgeäfft hatten, zogen prozessionsweise durch die Stadt und trugen an einer Stange einen Lappen Tuch in Asche getaucht und beschmiert. Ist es ein Wunder, wenn Geiler angesichts solcher Verhöhnungen, im Einverständniß mit den eifrigsten Männern seiner Zeit, oft die große Anzahl von Feiertagen beklagte und deren Verminderung verlangte? „Sie sind," sagte er, „das Verderbniß des Volkes an Leib und Seele."

Solcher Unfug zeigt zur Genüge, wie sehr das religiöse Gefühl im Volke gesunken war; ein neuer Beweis dafür aber waren die Aergernisse, die man Tag für Tag sehen konnte und gegen die Geiler fort und fort donnerte. Im Münster konnte man nicht selten weltliche Herren, ja sogar die Mitglieder des Hochstiftes in Jagdkleidern, den Falken auf der Faust und mit einer Meute von Hunden erblicken. Der Ammeister, dem ein besonderer Platz reservirt war, gab dort den Bürgern Audienz, vernahm Zeugen und sprach Recht.

Kein Wunder, wenn das Volk dem Beispiel der Großen folgte. Die Vorhalle der Kirche war von Kaufleuten besetzt,

die dort für bestimmten Preis ihre Buden aufschlugen. Man spazierte und plauderte selbst während des Chordienstes; um den Umweg zu sparen, wurden Lasten jeder Art, selbst junge Schweine, durch die Kirche getragen. Daß da Andacht und Ehrfurcht aus dem Gemüthe der Gläubigen schwinden mußten, ist begreiflich. Zum Unglück war nur allzu oft der Klerus nicht besser als die Laien und empfing daher von Geiler die bittersten, aber leider ganz nutzlosen Vorwürfe.

Auch der Name Gottes stand so wenig in Ehren wie sein Tempel; Fluchen und Gotteslästern war im Schwang. „Ihr lästert Gott vom Kopf bis zu den Füßen," ruft Geiler aus, „was hat dir denn Gottes Haupt, Herz, Blut gethan?" Die Gotteslästerer sollten nach seiner Meinung in der Ill oder im Rhein ertränkt werden. „Es sollte Einer solche Schandsachen gegen den Ammeister oder gegen die Herren Dreizehner oder Fünfzehner *) sprechen, er käme in's Gefängniß und würde nur herauskommen, um gehangen oder unter die Schindbrücke geworfen zu werden, auf's Mindeste würde er des Landes verwiesen. Aber wenn Gott gelästert wird, darum kümmert sich Niemand." Ohne Unterlaß ermahnt er Eltern, Meister und Wirthe, solche Lästerungen nicht zu dulden; er warnt besonders vor den Zunftstuben als den Lasterpfühlen des Trunkes, des Spiels, des Fluchens und Gotteslästerns.

Was ihn aber am meisten betrübt, das ist die traurige Erfahrung, daß sein Eifern und Warnen lange Zeit gar keinen,

*) Der Magistrat der freien Reichsstadt Straßburg bestand damals aus den drei Collegien der Dreizehner, der Fünfzehner und der Einundzwanziger, die das „beständige Regiment" bildeten, und aus dem Großen und dem Kleinen Rath. Die Herren Dreizehner, mit dem fungirenden Ammeister an der Spitze, besorgten die äußeren Angelegenheiten des Staates und den Krieg; das Colleg der Fünfzehner (zehn Plebejer und fünf Edle) hatte die Leitung des Innern; Beisitzer der Dreizehner und der Fünfzehner waren die Einundzwanziger.

und endlich doch nur einen geringen Erfolg hatte, mit dem er sich keineswegs befriedigen konnte. Ganz vergeblich waren indeß seine Anstrengungen doch nicht. Vom Jahre 1480 an verpönte der Stadtrath verschiedene Mißbräuche: es sollen im Münster keine weltlichen Zusammenkünfte gehalten, es soll dort nicht mehr Recht gesprochen werden; Frauen sollen sich nicht auf die Chorstufen setzen; man soll nicht bei den Gliedern des Herrn schwören; an Sonntagen und an den vier Hauptfesten sollen keine Lebensmittel verkauft werden; bei fünf Pfund Strafe ist den Männern der Eintritt in Frauenklöster verboten, und umgekehrt. Zwei Jahre später (1482) gelang es Geilern, den nächtlichen Unfug am Kirchweihfeste abzuschaffen. Dem Knabenbischof wurde untersagt, den Altar zu incensiren und die Oration zu singen; im Uebrigen jedoch behaupteten die Chorknaben sich im Besitz ihrer historischen Gerechtsame. Der Roraffe hatte ein zäheres Leben; Geiler konnte ihn nicht unterdrücken, hatte vielmehr in Bezug auf diesen Punkt bald noch einen frecheren Skandal zu erleben. Aber auch im Uebrigen scheint man den Weisungen eines ehrbaren Stadtrathes durchaus nicht immer nachgelebt zu haben.

Im Kampfe gegen die Mißbräuche seiner Zeit schonte Geiler keinen Stand, keinen Menschen; seine lebhafte Sprache respektirte keine Grenzen. Nun kam es im Jahre 1500 vor, daß er gegen den Magistrat Worte von einer solchen Strenge gebrauchte, daß man sich in der „Pfalz“ (dem Rathhaus) darüber entrüstete. Ein Gerichtsdiener mußte dem Prediger ankündigen, die Herren vom Rathe hätten ihm eine Mittheilung zu machen; er möge Zeit und Ort bestimmen. Geiler wählte die Kapitelstube. Nun erschienen zwei Abgesandte des Senates und brachten vor: Die Herren vom Rath hätten in Erfahrung gebracht, daß Geiler offen in einer Predigt erklärt habe, „sie weren alle des Teufels und ir vorfaren und ir nachkommen“. Nun wären sie sich aber eines derartigen Verbrechens nicht bewußt, das ihr Seelenheil in solche Gefahr bringen möchte; sie wollten also von Geiler den Grund zu einer solchen Sprache vernehmen.

„Liebe Herren," antwortete dieser, „es ist wahr, ich habe so gesprochen, und zwar nicht unüberlegt, sondern absichtlich. Und was meine Gründe angeht, so würde es zu weitläufig sein, sie hier für jetzt vorzutragen; ich will sie schriftlich vorlegen." Da wurde eine neue Zusammenkunft auf St. Johannes Chrysostomus (27. Jan.) bestimmt. Mittlerweile arbeitete Geiler ein Promemoria von Einundzwanzig Artikeln aus, das die schlimmsten Mißbräuche namhaft machte.

Am festgesetzten Tage begab er sich in die Pfalz, wo er den Rath und die sogen. Einundzwanziger-Herren vorfand. Er wiederholte, was er den Abgesandten des Rathes gesagt hatte; nach kurzer Berathung erklärten die Herren von der Stadt, sie wollten seine Beschwerden vernehmen, und Geiler verlas seine 21 Artikel, die wir jetzt auszugsweise mittheilen.

IV.

Die einundzwanzig Artikel.

1. Ein Gesetzesstatut bestimmt, daß eine Wittwe oder Jungfrau, die in ein Kloster tritt, nicht mehr als 200 Gulden einbringen darf; alles übrige Vermögen fällt den Verwandten zu. „Es ist ein grusel in christlichen oren zu hören," sagt Geiler, und führt recht eklatante Beispiele an, wie die leichtfertige Schwester in der Welt nicht nur ihr eigenes Vermögen erbt und verschwendet, sondern auch noch den größten Theil von dem Vermögen ihrer frommen Schwester. Es ist noch ein junges Gesetz, erst dreißig Jahre alt, bejahrte Leute erinnern sich dessen noch; ist aber gegen kaiserliches und päpstliches Recht, ja auch gegen Gottes Gebote. Und darum sind Jene, die sich danach halten, von den päpstlichen Censuren betroffen und zur Rückerstattung verpflichtet. Geiler sucht die Gegengründe, die von Staatswohl, Klösterreichthum, todter Hand u. dgl. sprechen, zu entkräften. Auch die Nürnberger träten gewiß für das

Staatswohl ein, seien aber nie auf eine solche Bestimmung gefallen.

2. Klosterleute werden nicht zum Erbe zugelassen; Ursache: „man erbe nichts heruß (aus dem Kloster), warum man dan solt hinein erben?“ Geiler sucht diesen Grund durch rechtliche Analogien zu entkräften und geht auch dem vulgären Einwurf: die Klöster seien doch reich genug, scharf zu Leibe. Gebe es denn nicht sonst auch reiche Leute? Hätten die Klöster nicht die besten Besitztitel? Uebrigens hatten sich, nebenbei bemerkt, die Straßburger Stadtpfleger schon lange und viel mit der „todten Hand“ zu thun gemacht, den Klöstern neuen Grunderwerb sehr erschwert oder unmöglich gemacht, ja im Jahre 1383 sogar bestimmt, daß „Seelgerete“ (Stiftungen für Verstorbene) nie in Häusern, Renten oder liegenden Gütern, sondern nur in baarem Geld fundirt werden durften.

3. Im dritten Artikel behandelt Geiler die bereits erwähnte ungerechte Behandlung, die ihm als Testaments-Exekutor des Priesters Johann Symler zu Theil geworden. Auch hier gehe die ganze Prozedur gegen die kirchlichen Bestimmungen an.

4. Ein Statut beschränkte testamentarische Schenkungen ad pias causas in der Art, daß von hundert Pfund Nachlaßvermögen je ein Pfund, von fünfzig Pfund zehn Schilling und von geringerem Vermögen höchstens fünf Schilling für solche frommen Zwecke testirt werden durften. Das ist, sagt Geiler, gegen die Freiheit der Kirche und gegen die Statuten des Straßburger Concils; auch das kaiserliche Recht kennt eine solche dem Heil der Seelen schädliche Beschränkung nicht. (Das Statut wurde denn auch im Jahre 1509 aufgehoben.)

5. Der folgende Artikel wendet sich gegen eine andere gesetzliche Beschränkung im Testiren, die zur Folge habe, daß die Laien vom Testamentmachen abgeschreckt würden und allbereits der sehr schädlichen Meinung huldigten, ihnen gebühre nicht ein Testament zu machen, sondern „die Testamente seien allein für die Pfaffen erdacht“.

6. Es ist neulich ein Statut gemacht, wonach den Wittwen ein Vogt gesetzt wird, ohne dessen Wissen und Willen sie nichts wegschenken oder testamentarisch vermachen können. Dagegen einem jungen Gesellen, der sein väterlich Erbe mit Spielen, Prassen und Wollust verthut, dem läßt man freie Hand, während doch das kaiserliche Recht den jungen Leuten bis zum vierzehnten Jahr einen Schirmer oder Vormünder, von da bis zum fünfundzwanzigsten Jahr einen Versorger (curator) bestellt haben will.

7. Verbotene Spiele müssen strenge untersagt und verfolgt werden. Brett-, Karten-, Würfel- und dergleichen Spiele waren allerdings bei Geldstrafe untersagt; wie wenig aber an eine ernsthafte Durchführung dieses Verbotes gedacht wurde, zeigte der sogen. Scholder[18]. Man ging mit einem Teller herum, auf welchen ein jeder Spieler mehr oder weniger, je nachdem er gewonnen hatte, zu legen pflegte. Damit erkaufte man sich gewissermaßen die Erlaubniß zum Spiel. Dieses Sammelgeld hieß der Scholder und wurde dem Nachrichter als ein Theil seiner Besoldung gegeben. Bei dieser Gelegenheit nimmt sich Geiler des Nachrichters an, dessen Amt nicht ein böses und verworfenes, sondern ein gutes und nützliches sei, so gut wie das des Schultheißen; daher man denn auch in etlichen Städten dem Nachrichter das Sakrament gerade so gut reiche als andern Christenmenschen.

8. Aber nicht dazu allein ist der Scholder bestimmt, sondern man bezahlt auch damit die Bediensteten der Zünfte; ja die hohen Herren vom Stadtrath glauben ihrer Ehre nicht zu nahe zu treten, wenn sie Bewirthungen (der schleck) aus solchem ehrlosen Fond bestreiten.

9. Ein wahres Gift für die Stadt sind die Zunftherbergen („Stuben"), wo man selbst in der Fastenzeit zusammen kommt. Ganze Tage verbringt da der Handwerker, verschwendet sein Verdienst, verspielt seinen Wochenlohn, läßt Weib und Kinder zu Hause darben und stürzt sich in leichtsinnige Schulden. Durch

die Herbergen verarmt das Volk; die Stadt kann nimmer auf einen grünen Zweig kommen, wenn dieser Zustand nicht in der Weise geändert wird, wie man bereits in Nürnberg, Ulm und anderswo Ordnung geschaffen hat.

10. Jeden Sonntag kommen auswärtige Bäcker in die Stadt und verkaufen Brod während des Morgengottesdienstes; sie selbst versäumen Messe und Predigt, nicht anders die Käufer. Imgleichen werden die Feiertage entheiligt durch Holzausladen an der Brusch. Erst im Jahre 1509 wurde nach dem Antrage Geilers der Brodverkauf am Sonntagmorgen unter Geldstrafe untersagt.

11. Manche Leute sind der Meinung, Unsrer Frauen Werk (d. i. der durch freiwillige Beiträge gebildete Baufonds des Münsters) und der Stadtsäckel sei ein Ding, und darnach wird gehandelt. Aber die Meinung derjenigen, die an Unsrer Frauen Werk beisteuern, ist doch offenbar die Unterhaltung und Ausschmückung des Münsters, nicht aber daß man dafür Stroh oder Sand auf den Roßmarkt fahren soll, wenn etwa ein Turnier oder Stechen dort Statt finden soll.

12. Im zwölften Artikel bringt Geiler seine Klagen gegen die Verwaltung des Hospitals vor. Man soll dort nicht ferner Diejenigen abweisen, die von der fürchterlichen neapolitanischen Seuche befallen sind (die blotterechten). Man soll nicht etwa die Dienstleute der Vornehmen bei der Aufnahme anders behandeln, als geringer Leute Dienstboten. Auch darf nicht zum Nachtheil der armen Spittelleute, wie es schon geschehen ist, in Getreide spekulirt werden. Man sollte auch den ewigen Einwand einstellen, als ob das Hospital arm wäre, um so mehr, da nach dem Gerüchte das Hospital doppelt so viel besitze, als das Werk Unsrer Lieben Frau, ja mehr noch als das ganze Stift zum Münster. Daher denn freilich nicht zu verwundern, wenn das Volk dem Hospital wenig geneigt sei, insbesondere auch deßhalb, weil die Kranken nach dem Abgang der Beginen und anderer frommen Personen, welche früher die Pflege mit

der größten Aufopferung geführt hätten, nunmehr von Miethlingen, die sich selbst in Essen, Trinken und Lärm gut sein ließen, ohne alles Mitgefühl und bisweilen gerade wie Thiere behandelt würden.

13. Eine große Plage jener Zeit waren die Bettler, die aus allen Ständen, selbst aus dem geistlichen, sich rekrutirten, in Arbeitsscheu von Lüge, Betrug und Diebstahl sich nährten und ihre eigenen wie die fremden, nicht selten gestohlene oder geliehene Kinder wiederum für den Bettel erzogen. Sie hatten ihre eigene Sprache, das Rothwelsch; und Sebastian Brant reimt von ihnen:

Bättler betrügen alle land:
Der gat uf krucken, so man's sicht;
Wan er allein ist, darf *) er's nicht.
Dieser kan fallen vor den lüten,
Das jederman tug **) uf in düten.
Der lehnt andern ir kinder ab,
Das er ein großen hufen hab,
Mit körb ein esel dut bewaren ***),
Als wolt er zu Sankt Jakob fahren.
Mancher verloßt uf bättlen sich,
Der spielt, bubt, halt sich üppeklich;
Dan so er schon verschlemt sin hab,
Schlecht man im bättlen doch nit ab,
Im ist erloubt der bättelstab.
Vil neren uß dem bättel sich,
Die me gelts han dan du und ich[19].

Mit diesen befaßt Geiler sich im dreizehnten Artikel. Man gibt, Gott sei Dank, zu Straßburg viel Almosen. Was aber Noth thut, das ist eine gute Vertheilung desselben, damit nicht die Aermsten und Bescheidensten am meisten vernachlässigt werden. Geiler schlägt vor, die Stadt in sechs oder sieben Bezirke zu vertheilen und jedem Bezirke einen Aufseher vorzusetzen, damit gesunde und junge Bettler zur Arbeit angehalten werden.

*) braucht. **) thut. ***) beladen, versehen.

14. Das Münster wird vom Ammeister wie eine Stadt- oder Gerichtsstube gebraucht und auch sonst in mancherlei Weise entheiligt. Der erste Mißbrauch datirt erst von wenigen Jahren her. Da aber auch die Geistlichen hier große Schuld mittragen, so ist es nöthig, daß beide Gewalten sich verständigen, und jeder für sein Theil sich bemüht, das Aergerniß zu heben.

15. Das Asylrecht erstreckt sich auf Kirchen und Kirchhöfe, und zwar auf vierzig Schritt um das Münster, auf dreißig Schritt um andere Kirchen herum. Das soll respektirt und dieser Raum vor Verunreinigungen geschützt bleiben. Nun nimmt aber die Stadt sogar einen Zins „von den hußlin, die an die kilch gebuwen sind".

16. Schon zweimal habe ich gegen den Roraffen geeifert, der nicht nur gegen Gottes Ehre ist, sondern auch gegen die bischöfliche Würde, gegen das hl. Altarssakrament und gegen das Sakrament der Firmung, welches während solcher Afferei im Münster gespendet wird. Ja, man hat, um mich zu ärgern und den Unfug noch größer zu machen, statt eines Laien sogar einen Priester genommen, diesen in den Roraffen gestellt und ihn dort schreien und spotten lassen zur Verachtung der priesterlichen Würde.

17. Unter verschiedenen Titeln werden den Geistlichen Steuern aufgelegt. Das ist gegen die kirchliche Immunität des Klerus und muß abgeschafft werden.

18. Wenn ein Straßburger einen Fremden im Bereiche der Stadt oder des Burgbaues todt schlägt, so zahlt er nur eine Buße von dreißig Schillingen (M. 15). Das ist gegen kaiserliche Gesetze. Auch die Gotteslästerung und die Nothzucht sollten schärfer geahndet werden.

19. Es gibt Leute, die so eigensinnig an ihren eigenen Ideen und alten verwerflichen Gebräuchen hangen, daß man sie kann sprechen hören: eher noch wollen wir zehntausend Gulden dran wagen, oder: eher noch lassen wir keinen Stein auf dem andern. Das ist unvernünftig; die Gesetze sollen zum Besten

der Stadt dienen und müssen abgeschafft werden, wenn sie sich als schädlich erweisen.

20. Ich höre, daß die Steuern sehr ungleich vertheilt sind, und daß von einem Vermögen über 16,000 Gulden (80,000 Mark) weiter keine Steuern erhoben werden. Das ist Unrecht, um so mehr, da eine Begünstigung, wenn sie auf diesem Gebiete vorkommt, gerade den Geringeren gewährt werden sollte.

21. Hier erhebt sich Geiler mit Kraft gegen die Folter, die durch geistliches und weltliches Recht untersagt sei. Der Richter muß durch andere Mittel die Wahrheit erforschen.

Statuten, Gewohnheiten und Ordnungen dieser Stadt sollen vom göttlichen, kanonischen und kaiserlichen Recht nicht abweichen, und soll man damit offen auftreten, wie die Nürnberger zu Ehre und Ruhm ihrer Stadt es thun. Und diese unsere Stadt Straßburg wird im ganzen Land und von anderen Städten darauf angesehen. Jedermann spricht: man thut es zu Straßburg; die sind weiser als wir. Darum soll man sich wohl seiner Pflichten erinnern. Diese Artikel habe ich nicht Jemanden zu Schad oder Schmach geschrieben, sondern aus Pflicht meines Amtes und auf das Gebot der brüderlichen Zurechtweisung hin. Man soll sie untersuchen, und ich erbiete mich, sie zu vertreten auch jenen gegenüber, die Gottes- und Menschensatzungen besser kennen, denn ich.

Die Archive Straßburgs erzählen nichts von einem Erfolge dieser Artikel, aus der Geschichte haben wir nur einzelne spätere Erfolge verzeichnen können. Ja, Straßburg besaß seit dreiundzwanzig Jahren einen Mann von der reinsten Gesinnung, von tiefer Einsicht, von mächtiger Redekraft; dieser Mann, stark durch die Bewunderung und Verehrung des Volkes, verlangte, ohne zu ermüden, im Namen der Religion, der Gerechtigkeit, der Freiheit, der Menschenwürde, die Abstellung von schreienden und ärgerlichen Mißbräuchen, und am Schlusse von 23 Jahren hat er keinen ernstlichen Erfolg erzielt; all sein Eifer ist ohnmächtig gegenüber der Unthätigkeit der Einen,

dem bösen Willen der Anderen. So schwer ist es, die Sitten eines ganzen Volkes zu bessern oder es auch nur einen Augenblick auf der Bahn des Verfalles aufzuhalten![20]

V.

Der Ruf nach Reform der Weltgeistlichkeit.

Wenn man die vorstehenden Blätter liest, dann fragt man sich gewiß, wie doch solche Mißbräuche sich einschleichen, wie der Geist des Glaubens und der Frömmigkeit sich also verlieren und die Kirche ihren Einfluß auf die Völker derart einbüßen konnte.

Fragen wir nach den Ursachen dieser traurigen Erscheinung, so bieten sich zahlreiche und sehr verschiedene dar. Zunächst muß man zurück gehen auf das große Schisma des Abendlandes. Wohl war es ganz geeignet, den Glauben der Christen zu erschüttern: jenes Schauspiel von Gegenpäpsten, die sich die Regierung der Kirche streitig machten und sich gegenseitig mit Excommunikation und Anathem begrüßten. Es folgten die Kirchenversammlungen von Constanz und Basel, deren leidenschaftliche Verhandlungen in Europa und vor Allem in Deutschland einen langen und schlimmen Nachklang fanden. Schlimmer als dieß war der tiefe Verfall des Priesterthums selbst. Man darf ihn schon ohne Rückhalt gestehen; denn die Kirche selbst hat es oft und laut genug bekannt, bekannt durch den Mund ihrer eifrigsten und besten Mitglieder, es sei das größte Unglück dieser trostlosen Zeiten, daß sich im Klerus so viele unberufene, unwürdige Menschen befänden, die den Guten zum Anstoß, den Schwachen zum Aergerniß und zur Verführung, den Gegnern der Kirche aber als willkommene Waffe gegen dieselbe dienten. Ist man nun beim ersten Blick nur zu geneigt, die Kirche *anzuklagen*, daß sie ihre Pflicht nicht gethan und das Salz der Erde habe schal werden lassen, so findet

sich doch bei näherer Erforschung, daß sie mehr zu beklagen als anzuklagen ist. Kaum jemals hatte sie schlimmere Feinde zu bekämpfen, als im 14. und 15. Jahrhundert. Man vergoß nicht mehr ihr Blut; aber langsam, Tropfen um Tropfen, wurde in ihre Adern das Gift der Corruption und des Lasters gegossen; und merkwürdig: die Heilmittel selbst verwandelten sich nach kurzer Zeit ebenfalls in Gift.

Es ist die Zeit, da der Lehensadel sich in die Kirchenstellen eindrängte. In den zwei Jahrhunderten, da die Bürger der Städte reich und mächtig wurden, war der Adel durch Unthätigkeit, schlechte Güterverwaltung, zunehmenden Luxus, thörichte Fehden und Raufereien herunter gekommen. Die Herren richteten ihre neidischen Blicke nach den reichen Kirchengütern und sagten sich, diese Güter seien ja doch abgerissene Stücke von ihrem eigenen Gute, von den Vorfahren und von ihnen vergabt, versetzt oder verkauft; konnten sie dieselben mit Gewalt oder List nicht wieder erlangen, so wollten sie ihrer doch gebrauchen, um ihre nachgebornen Söhne und ihre Töchter auszustatten. Nun beginnt das Streben nach kirchlichen Würden. Dank dem Patronats-, dem Wahl- und Cooptations-Recht gelang es dem Adel, seine Angehörigen in die Bisthümer, die Domkapitel und in reiche Pfründen hinein zu bringen; die reichsten Frauen-Abteien wurden ihrerseits in adeliche Fräuleinstifter umgewandelt. Einmal im Besitz vertheidigte der Adel sich ganz verzweifelt; vergebens erhoben die Päpste Widerspruch. Noch steht im Corpus juris der Protest Gregors IX. gegen die Ausschließung Bürgerlicher von dem Straßburger Domkapitel[21]. Die Kirche sah sich diesem Streben des Adels gegenüber wirklich machtlos, im Kampfe gegen sie war der ganze Adel, vom Kaiser abwärts bis zum letzten Krautjunker, einig. Was kommen mußte, kam. Bald waren die meisten Bischofsstühle und Kapitel mit Männern besetzt, die wie große Herren, nicht wie Priester lebten, und sich gegenseitig ihre Schwachheiten nachsahen („Gevatter über den Zaun" nennt Thomas Murner das), die Kirchenzucht

sank, die Mißbräuche sproßten üppig auf, sowie das böse Beispiel von Oben nach Unten wirkte.

Eine der ersten Unordnungen war die Anhäufung der Pfründen in einer Hand; denn diese Pfründen waren großentheils nicht auf ein kostspieliges Leben berechnet. Bischöfe und Stiftsherren als die Edelsten fingen mit solcher Cumulirung der Pfründen an; die Andern ahmten sie baldmöglichst nach. Nun aber konnte der mit mehreren Benefizien Ausgestattete doch nicht auch an mehreren Stellen Residenz halten; nicht selten hielt er bei keinem einzigen seiner Benefizien Residenz, sondern verzehrte die Revenüen seiner Pfründen am Hofe oder anderswo, und überließ die Kirchendienste an irgend einen armen Priester, der mit dem Titel Vikarius und mit einer möglichst geringen Entschädigung ausgestattet wurde: ein kirchlicher Zustand, wie ihn bekanntlich in unserer Zeit die Verhältnisse in der englischen Hochkirche darstellen.

Dazu gesellte sich der Mißbrauch der Incorporationen. Verarmte ein Bisthum, ein Kapitel, ein Kloster — wodurch? das war gleichgültig — alsbald fand sich ein Hülfsmittel in der Incorporation von reichen Pfarreien oder Pfründen. Kapitel oder Kloster wurde dann pastor primitivus und bezog die Revenüen, die Seelsorge aber wurde einem schwach dotirten vicarius perpetuus überlassen. Sehr oft haben sich die Kirchenversammlungen dieser „ewigen Vikare" annehmen müssen.

Die Folgen für die Seelsorge und die Pfarreien lassen sich leicht ermessen. Wimpheling fand in seiner Vaterstadt Schlettstadt, die viele gute Benefizien besaß, doch nur einen Kaplan, der dort residirte; „Gottesdienst wie Seelsorge," sagt er, „sind in Folge der immerwährenden Absenzen vernachlässigt, die Güter und Rechte der Kirchen gehen verloren, die Gebäude zerfallen, Monumente verschwinden, Almosen werden nicht mehr vertheilt."

Da fanden die Päpste für solche Schäden der Kirche ein Heilmittel, aber ein gefährliches: sie zogen die Besetzung der Pfründen mehr und mehr an sich. Sie begannen mit Empfeh-

lungsbriefen (preces papales), die besonders zu Gunsten armer oder gelehrter Geistlichen, namentlich an den aufblühenden Universitäten, ausgestellt wurden; daraus bildeten sich im weiteren Verlaufe förmliche Weisungen (mandata de providendo); es folgten dann Befehle (litterae praeceptoriae) und endlich Vollstreckungs-Befehle (litterae executoriae). So stark war der Widerstand der herrschenden Kaste gegen diese Neuerung, die als Angriff auf ihre Privilegien galt. Hier handelt es sich nicht um eine bestimmte Pfründe, sondern um die erste, die erledigt werden würde. Aber außerdem behielten die Päpste sich noch in verschiedenen Diözesen die Besetzung von bestimmten Benefizien vor und stellten schon vor der Erledigung derselben Expectanzbriefe aus.

Es war ein sehr gefährliches Heilmittel, auf das man gefallen war. Zum vollen Unglück trat das große Schisma in der abendländischen Kirche ein, in welchem ein jeder der Gegenpäpste seine Partei durch Verleihung von Pfründen und Benefizien zu stärken und an sich zu fesseln suchte. Die Concilien zu Constanz und Basel hatten sich vollauf mit dieser Angelegenheit zu befassen. Durch das Wiener Concordat (1448) erhielt der päpstliche Stuhl außer den bereits bestehenden Reservationen noch die Besetzung aller in den ungeraden Monaten (Januar, März u. s. w.) zur Erledigung gelangenden Pfründen zugesichert. Ausgenommen blieben die Würden in den Kapiteln, welche nach wie vor durch Wahl besetzt wurden, die Laien-Patronate und mehr oder weniger die Seelsorgsstellen.

Wollten die Päpste durch ihre Reservationen verhindern, daß die kirchlichen Würden zum Monopol einer bevorzugten Kaste herab sänken, so wurde dieser Zweck keineswegs erreicht; denn der Adel wußte die schwachen Schranken zu durchbrechen und durch seinen Einfluß in Rom zu erreichen, was man ihm in Deutschland entziehen wollte. Wollten die Päpste auf demselben Wege der Reservationen eine innige Verbindung zwischen Rom und Deutschland herstellen, so gelang ihnen das allerdings, aber leider in einer sehr bedauernswerthen Weise.

Die Masse von Kirchenstellen, über die der Papst verfügte, zog nun eine entsprechende Masse von Klerikern, die in ihrer Heimat wenig oder gar keine Hoffnung auf ein Benefizium hatten, nach Rom; denn da war ja die Stadt der Gnaden, der Reservationen und der Dispensen. Das war die erste Klasse der Gnadensucher, und sie war schon zahlreich genug.

Ihr nach folgte bald eine bunte Gruppe: Leute von jeder Art, Adliche und Bürgerliche, die schon Pfründen besaßen, aber zu den alten noch neue oder noch bessere Pfründen, und je nachdem päpstliche Dispens von der Residenzpflicht suchten.

Eine dritte Kategorie folgte, noch unheilvoller für die Kirche. Seit man erkannt hatte, daß nicht mehr die theologischen Grade zu Ehren und Würden verhalfen, verließen diejenigen, die in der Kirche nur Fortkommen und Carrière suchten, das Studium der Theologie und wandten sich den Rechten zu, die bessere Aussichten eröffneten, da man nun mit dem Kleriker ohne Anstand die Geschäfte von Richtern oder Anwälten an den kirchlichen Gerichtshöfen verbinden konnte. Für solche Leute war Rom der rechte Ort der Wirksamkeit und des Verdienstes. Die Einen trachteten in die Bureaux der römischen Congregationen zu gelangen, Andere bildeten eine Art von Agenten und Vermittlern zwischen der päpstlichen Verwaltung und Jenen, die dort eine Gunst und Gnade suchten, sie besorgten für bestimmte Gebühren: Ernennungen, Anwartschaften, Dispensen u. dgl. Es war ein einträgliches Geschäft, und da sie an der Quelle saßen, so vergaßen sie vor Allem sich selbst nicht. Noch Andere widmeten sich den Rechtsgeschäften als Helfer, Beisitzer, Anwälte bei den kirchlichen Gerichtshöfen, wo Streitigkeiten ohne Zahl, und besonders aus dem lieben Deutschland, zur Verhandlung kamen. Einzelne kauften sich eine Stelle bei der römischen Curie; das Geld verzinste sich reichlich; denn ihnen war die Hauptsache, in Rom zu sitzen und auf Pfründen zu lauern, wie der Jäger auf das Wild. So vereinigte ein gewisser Burckard, seinem Titel nach Ceremonienmeister des Papstes, nach und nach mit der

Würde eines apostolischen Protonotars noch die Stellen eines Dechanten an St. Thomas, eines Propstes zu Haßlach, Grandval und Bamberg, und wurde endlich Bischof zu Orta im päpstlichen Gebiet, obwohl er, nach seinem Diarium zu urtheilen, eine erbärmliche Persönlichkeit gewesen sein muß; seine erste Stelle als Ceremonienmeister hatte er für vierhundert Dukaten gekauft [22].

Und das war noch nicht Alles. Der bekannte Wandertrieb der Deutschen richtete sich damals vorzugsweise nach Rom. Wenn beim Austritt aus der lateinischen Schule die Einen den Weg zur Universität nahmen, dann wandten sich die ärmsten und faulsten Schüler nach Italien. Es war für sie das gelobte Land. Leicht an Geld und Gepäck, noch leichter an Gewissen, aber stark in dem Entschluß, ihr Ziel zu erreichen und einst auf Kosten der Kirche sorglos zu leben, zogen sie heiter zur ewigen Stadt und verlachten ihre Mitschüler, die auf den langen und mühevollen Wegen des Aristoteles, der Digesten oder der Summa des Thomas von Aquin wandelten. In Rom angekommen, waren sie wenig besorgt, ihren Unterhalt zu erlangen. Man fand sie überall: in den Vorzimmern, in den Dienststuben, in den Küchen, sogar im Jägerhaus und im Pferdestall; sie trugen die Livrée, geschmeidig im Dienst, bei Gelegenheit Schelme, wurden sie endlich Kammerdiener und Lieblinge ihres Herrn, und Dank seinem Einfluß und ihren eigenen Schleichwegen erlangten sie früher oder später das Ziel ihrer Wünsche: die Anwartschaft auf eine Pfründe. Ja, die Bullen wurden noch oft fabrizirt und gefälscht, und Dispensen ohne Wissen des Papstes ausgefertigt. Es war auch damals noch richtig das Wort, das im 13. Jahrhundert Freidank gesprochen hat:

Ze Rome ist manic valscher list,
dar an der babst unschuldic ist.

Und das ist ja noch immer eingetreten: wenn der Einzelne den großen Umfang der Geschäfte nicht übersehen kann, dann sündigen Andere auf seinen Namen.

Waren einmal die Bullen fertig, dann beeilten sich die Glücklichsten, jene nämlich, die sich zu Rom eine Stellung errungen hatten, sich in den Besitz ihrer Benefizien zu setzen, was durch einen Bevollmächtigten geschehen konnte, und verzehrten in Rom ihre deutsche Pfründe. Die Anderen zogen ihre Livrée aus, kehrten in die Heimat zurück und legten, mit ihrem Gnadenbrief bewaffnet, bald ihre Hand auf das ersehnte Benefizium, nicht selten mit welscher Unverschämtheit auf ein solches, das ihnen gar nicht zukam. Daher eine Menge von Prozessen, ein Krieg von Kniffen und Rechtsverdrehungen, der gewöhnlich damit endigte, daß der Römling, wenn nicht das Benefizium, doch eine lebenslängliche Rente aus demselben erhielt. Und diese habgierigen Menschen kannten kein Maß, sie schreckte keine Verantwortlichkeit, wie sie etwa aus der Häufung der Pfründen hervorgehen könnte; immer auf dem Anstand, um nach neuen Vakanzen zu jagen, verbrachten sie ihr Leben in Ränken, und, obwohl reichlich mit Pfründen begabt, verschmähten sie auch kleinen Profit nicht und nahmen bis herunter zu kleinen Vikarien, die nur 3 bis 4 Gulden eintrugen, wie uns Wimpheling erzählt[23]. Um die Pflichten ihres Standes kümmerten sie sich nicht; wie der nachgeborene Adel waren sie in den Dienst der Kirche getreten, nur um von der Kirche zu leben, und wie zu leben? In Schwelgerei, Genuß, Müßiggang und recht oft in Lastern. Vornehm wie Gering beutete die Kirche aus und bereitete ihr Schande.

So erklärt es sich, daß diese Curtisanen zu den verächtlichsten Sorten von Menschen gezählt wurden, daß die Volksmassen Ehrfurcht und Liebe gegen Religion und Kirche verloren und am Tage der Prüfung sich unter die Fahne der Neuerer stellten. Noch eine andere Folge hatte dieser Zustand speziell für Deutschland: es entwickelte sich zwischen einem Theil der Weltgeistlichkeit und den Gelehrten desselben Standes, besonders den Universitätslehrern, ein scharfer Gegensatz und ein unvertilgbarer Haß.

Diesen Curtisanen, einst Bedientenseelen, jetzt frechen Emporkömmlingen, vertraut mit allen Rechtskniffen und reich ausgestattet mit Pfründen, aber meist ganz unwissend in Philosophie und Scholastik — ihnen standen Gelehrte und Professoren gegenüber, den Nebenbuhlern unendlich überlegen in Gesinnung und Bildung, aber nicht gemacht für Intriguen und Speichelleckerei. Und diese Gelehrten fanden sich, wenn sie in ehrlicher Weise Versorgung suchten, auf Schritt und Tritt von solchen ehr- und geldbegierigen Abenteurern bekämpft, überlistet und verdrängt. Da entstand in ihnen eine tiefe Abneigung gegen ihre verächtlichen, aber glücklicheren Gegner. Wimpheling, ein Freund Geilers, der zweimal das Terrain derartigen Gegnern räumen mußte, hat sich zum beredten und erzürnten Dolmetscher seiner Mitbrüder und Leidensgenossen gemacht.

Man soll, so verlangt er, einen Theil der Pfründen den Gelehrten und theologisch Gebildeten reserviren, und zwar nach den Bestimmungen des Concils von Basel wenigstens zwei Präbenden an jedem Kapitel. „Wohl wäre es eine heilsame Maßregel und eine Ehre für die Päpste, wenn sie ungebildete junge Leute nicht zum Priesterthum zulassen und ihnen nicht ferner kirchliche Würden und wichtige Pfarreien übertragen wollten; wenn neben denen, die in der Küche, im Pferde- und Hundestall gedient haben, auch studirte Männer zu wichtigen Kirchenstellen gelangen könnten und nicht, gegen Recht und Billigkeit und gegen die Dekretalen, von den Stiftspfründen ausgeschlossen wären. Bei diesen Männern würden die Päpste bessere Hülfe zur Ausrottung der Schismen und Aergernisse finden, als bei gewesenen Maulthiertreibern und Gerichtsgehülfen. Wollte man gelehrte und fromme Männer nicht von den Benefizien ausschließen, die Kirche würde dabei gewinnen, die schändliche Anhäufung der Pfründen in einer Hand würde aufhören, und manches Gebet und Meßopfer für Papst und Kaiser dargebracht werden."

Es fehle nicht, sagt er weiter, an studirten und gelehrten

Männern in Deutschland und namentlich im Elsaß, die es verschmäht hätten, ihre besten Jugendjahre mit erniedrigenden Diensten zuzubringen; sie würden gern die Pfarrseelsorge übernehmen und gewissenhaft führen, wenn ihnen nicht dazu, so gut wie zu den Stiftspfründen, der Zugang verschlossen wäre.

Solche Klagen und bitteren Tadelsworte wurden den Studirenden keineswegs vorenthalten, und so verbreitete sich in den gebildeten Schichten eine tiefe Unzufriedenheit mit den kirchlichen Zuständen, die sich naturgemäß auch auf die Häupter der Kirche erstreckte, von denen mehrere, wie Innocenz VIII., Alexander VI., ohnedieß sich nicht des besten Rufes und geringer Sympathien erfreuten. Doch muß man Wimphelings Mäßigung anerkennen; er meint, die Päpste kännten nicht den ganzen Umfang des Uebels, wüßten nicht, daß in Deutschland nicht selten ein Mensch ohne Wissen und Befähigung durch Anhäufen von Pfründen so viel Einkommen erziele, als zwei Bischöfe in Italien. Wüßten sie es, sie würden sicher die Mißbräuche abstellen. Er gesteht zu, daß ja auch Einzelne im Dienste der römischen Kurie sich Verdienste um die Kirche erwerben möchten; dem bescheidenen Manne, der in Rom auf erlaubten Wegen ein Kirchenamt erwarb und nicht auf die Pfründenjagd geht, will er seine Stelle gern gönnen, wenn er sie gewissenhaft auszufüllen sucht.

Aber nicht bloß in der gelehrten Welt, sondern auch bei den Fürsten und bei dem gewöhnlichen Volke fanden die unaufhörlichen Klagen über die Curtisanen und die Anhäufung der Pfründen in ihren schmutzigen Händen starken Wiederhall. Es ist gewiß bezeichnend, daß jene Aufhetzer der elsässischen Bauern im Jahr 1493, die den unter dem Namen „Bundschuh“ bekannten Aufruhr zum Ausbruch brachten, sich auch dieser Anhäufung von Benefizien als Agitationsmittel bedienten. Und nun vergesse man nicht, daß wir hier am Vorabend der Reformation stehen.

Allerdings machten besonders die Concilien wohl zahlreiche

Anstrengungen, um das Uebel zu heben; aber es waren halbe Maßregeln, die immer noch die Thüren offen ließen, durch welche die Mißbräuche wieder eintreten konnten. Es bedurfte gründlicher Maßregeln: das Concil von Trient ergriff sie, indem es den päpstlichen Anwartschaften ein Ende machte und die Erziehung zum geistlichen Stande vorschrieb; die Vorsehung that das Uebrige durch die Hände jener Kirchenräuber, die gegen ihren Willen die Pläne der göttlichen Vorsehung durchführen und zur Läuterung des Priesterthums und der Kirche beitragen mußten. „Die Ungerechtigkeit der Menschen steht im Dienste der göttlichen Gerechtigkeit," sagt Frau von Schwetchin.

Es wäre eine müßige Frage, warum denn die Bischöfe, die natürlichen Vertheidiger des Heiligthums, sich nicht dem Uebel entgegenstellten, das krebsartig ohne Aufhören zunahm. Was war zu erwarten von Männern, die oft selbst nicht Priester waren und ihr Leben in Händeln mit ihrem Domkapitel oder im Krieg mit ihrer bischöflichen Stadt verbrachten? Konnte man von ihnen verlangen, die Gesinnungen und Handlungen zu bekämpfen, denen sie die Erhebung auf den Bischofssitz verdankten? sich der Anhäufung von Pfründen zu widersetzen, wovon sie das Beispiel gaben? vom Priesterstand jene fern zu halten, die nicht Beruf, nicht Kenntniß, noch die andern nöthigen Eigenschaften hatten? Sie waren ja selbst nicht damit versehen; die Bischofswürde war ihnen vor Allem eine weltliche Stellung, das Bisthum eine Domäne, um ausgebeutet zu werden; die Sorge für die Seelen war ihre letzte Sorge; hatten sie nicht einen Weihbischof, dem solche Sorgen und Geschäfte zufielen, einen Bischof im Kittel, wie der Volkswitz ihn nannte? So waren diejenigen, die auf der Warte stehen sollten, selbst zum Feinde übergegangen. Und wundern mag es nicht, wenn die Päpste mit der Besetzung zahlreicher Pfründen auch die Entscheidung vieler Rechtsstreitigkeiten an sich zogen, die ursprünglich den Bischöfen zugestanden hatte. Unglücklicher Weise hat aber auch die Centralisation ihre großen Nachtheile. Hier

beschränkte sie noch weiter das Ansehen der Bischöfe, das ohnedieß im Mittelalter schon eingeschränkt genug war.

Denn ihnen gegenüber standen Domkapitel und Stifte in fast vollständiger Unabhängigkeit; die Besetzung der Benefizien war den Bischöfen zum großen Theil durch das ausgedehnte Patronatsrecht entzogen; wo sie selbst Verleiher waren, sahen sie sich durch päpstliche Reservation eingeschränkt. Ohne Zweifel gaben die Kirchengesetze ihnen das Recht und machten es ihnen zur Pflicht, Untaugliche nicht zuzulassen. Aber bis zur absoluten Unwürdigkeit ist ein großer Schritt, und für ein Benefizium ohne Seelsorge standen die wissenschaftlichen Erfordernisse nicht hoch über dem Nullpunkt. Schon Gerson klagt, und Wimpheling mit den bestgesinnten Männern seiner Zeit stimmt ihm bei, daß die Bischöfe es mit Ertheilung der Priesterweihe viel zu leicht nähmen, und ihre Gehülfen keine Stütze fänden, wenn sie strenge verfahren wollten. So strömte durch die offenen Thore allerlei Volks ein, es entstand ein Klerus aus den verschiedensten Elementen, fremd untereinander, fremd dem Bischof, nicht selten auch der Diöcese, ein buntes Gemisch von Theologen, Kanonisten und Abenteurern, von Adelichen und Bürgerlichen, ohne Standesgeist, verbunden nur durch Ehrgeiz und Begehrlichkeit und leider allzu oft durch Ausschweifungen. Gewiß waren Ausnahmen nicht selten; aber mochten die Guten selbst die Mehrheit ausmachen, eine lasterhafte Minderheit reichte hier, wie immer, aus, um einen ganzen Stand zu entehren.

Nun hätten die Bischöfe ausgestattet sein müssen mit einer Macht, ebenso groß wie die auftretende Zügellosigkeit; aber im Gegentheil, wollten sie handelnd vorgehen, so fanden sie tausend Hindernisse. Sahen die Schuldigen sich bedroht, alsbald stellten sie sich unter Laienschutz: der eine ließ sich zum Bürger einer Stadt oder zum Mitglied einer mächtigen Genossenschaft machen; der zweite verbarg sich hinter seinem hochgestellten Patron; der dritte appellirte nach Rom. So konnte selbst der

gewissenhafteste Bischof nicht leicht durchdringen. Der weniger gewissenhafte ließ die Dinge gehen, wie sie gingen.

Reicht das Vorstehende schon aus, um den Verfall des Klerus im 15. Jahrhundert zu erklären, so kommt doch noch eine mächtige Ursache dazu: der Mangel von Priester-Seminarien. Einst wurden die jungen Kleriker im Schatten der Domkirchen unter der Leitung des Scholasters erzogen; diese Stiftsschulen verödeten, trotz der Bemühungen einiger Päpste, mit dem Aufblühen der Universitäten, an die nun auch die Theologen sich begaben. Gewiß verlor die Wissenschaft daran nichts; aber das lärmende und oft ungeregelte Studentenleben war doch — bei vollständigem Mangel einer abschließenden Seminar-Erziehung — eine wenig tröstliche Vorbereitung auf das Priesterthum. Manche mochten unversehrt durch das Universitätsleben hindurchkommen; aber gewiß Viele, ohne Sinn für Frömmigkeit und inneres Leben, ohne geistliche Führer und Anregung, hielten auch als Priester die früheren verweltlichten Gewohnheiten bei. Noch viel weniger konnte man von den adelichen Herren, die von ihrer Jugend auf für die Tonsur bestimmt waren, und von den römischen Curtisanen erwarten. Hier war jeder Versuch der Reform überflüssig und von vornherein zur Unfruchtbarkeit verdammt.

Geiler kannte die Lage der Dinge recht gründlich, daher suchte er das Uebel an der Wurzel anzugreifen und vom Priesterstand Alle fern zu halten, die keinen wahren Beruf hatten. Hier soll man, betont er, kein leichtfertiges und müßiges Leben, keinen Reichthum, keine Carrière suchen. „Wir Priester sollen die Betrachtung pflegen; unser Beruf besteht nicht darin, Pfründen anzuhäufen, nicht mit einer Kavalkade von 60 Pferden daherzureiten, sondern ein beschauliches Leben zu führen.“ — Aber schon die Eltern betrachten den Priesterstand als Versorgungsanstalt: „er darf kein Sorg haben“, heißt es da, „er ist Pfaff, er ist wol versorgt“. „Das Allerunglückhafteste, das wir nur immer haben, das geben wir Gott dem Herrn. Ist

unter deinen Kindern ein lahmer Krüppel (du wolltest, daß er wäre, wo der Pfeffer wächst): Ei, sprichst du, er gibt einen guten Pfaffen; wir wollen einen Mönch aus ihm machen; es gibt eine gute Nonne und soll ohnedem nicht in die Welt. Nicht anders, als wie man auch St. Antonius oder St. Valentin opfert. Ist da ein Huhn, das den Pips hat: wohlan, sprichst du, ich will es nur St. Velten geben. Oder hast du ein lahmes Ferkel, das finnig ist: es ist eben recht, sprichst du, ich will es St. Antönchen verehren. Also auch opfern wir Gott dem Herrn unsere Kinder." [24]

„Ach, wie Viele," so ruft er aus, „haben den priesterlichen Charakter, ohne einmal in ihrem ganzen Leben Messe zu lesen! Andere lesen drei- oder viermal im Jahr. Was soll ich sagen von der Nachlässigkeit in der Seelsorge? Man trägt den Namen Seelenhirt und kümmert sich nicht um die Schafe, nicht durch Predigt, nicht durch die Sakramente, nicht durch gutes Vorbild."

Er weist hin auf Christus, das erhabene Muster eines guten Hirten, auf die Apostel, die Säulen und lebendigen Mauern der Kirche: „Wehe uns! der Zaun um des Herrn Weinberg ist zerstört, ein Jeder beraubt und plündert ihn. Ein anderer Zaun ist aufgeführt, ein Zaun von Ranken und Dornen, von Lastern und Gottlosigkeit. Die Christenheit ist zerstört von oben bis unten, von dem Papst bis auf den Sigrist, von dem Kaiser bis auf den Hirten; darum geht es so schlecht."

Doch mäßigt er wieder den letzten allgemeinen Ausspruch: „Darumb als ein münch ein bub ist, darumb soltu nit alle münch buben schelten; darumb das ein pfaff unrecht thut, darumb sind nit alle schelck." Er freut sich, tugendhafte Priester, wie den Johann Creutzer, den Johann Rot, und musterhafte Bischöfe, wie die von Worms, Bamberg und Trient, namhaft machen zu können [25].

Auch in Straßburg war die große Menge von Pfründen in verhältnißmäßig wenigen Händen aufgehäuft. Das Münster-

stift hatte 36 Kanonikate, das von St. Thomas 20, Alt-Sankt Peter 17, Neu-Sankt Peter 15, Allerheiligen 12. Und dann kamen noch die Stifts-Vikare und die sogen. Summissare (so genannt, weil sie anstatt der Stiftsherren das Hochamt — summam missam — hielten); am Münster waren ihrer 63 und außerdem noch 38 Kaplaneien. Mochten einzelne von den letzten Stellen zum Unterhalt eines Priesters nicht ausreichen, die Kanonikate thaten es sicher. Und doch war hier die Cumulation der Pfründen etwas ganz Gewöhnliches, und mit den Straßburger Kanonikaten meistens noch solche zu Köln, Trier, Mainz, Augsburg, Bamberg in einer Hand vereinigt. Ja, der geistliche Geldgeiz hatte ganz richtig berechnet, daß eine Präsenz, weil man dann an dem betreffenden Stifte residiren mußte, viel theurer zu stehen kam, als eine Absenz. Wer also viel Absenzen hatte, war ein glücklicher Mann. Darauf beziehen sich die strafenden Verse des Sebastian Brant:

„Merk: wer vil pfründen haben well,
Der letzten wart er in der hell:
Do wurt er finden ein presenz,
Die me dut, dan hie sechs absenz.“ [26]

Natürlich bekämpft auch Geiler dieses verderbliche System. Er zeigt uns diese fetten Pfründner, wie sie stets auf der Reise sind von Straßburg nach Worms, von da nach Speier, nach Konstanz, Würzburg — „und unterdeß fällt Kirche und Chor in Ruinen und die Seelen verderben“. Man stellt, wenn es sein muß, einen Vikarius an; aber das ist ja ein Unsinn; denn dann könnte ja auch ein jeder Bauer auf dem Schwarzwald oder Kochersberg, ja wohl noch gar ein Weib mit Pfründen versehen werden. Man stützt sich auf die zu Rom erhaltene Dispens; aber eine Dispens gilt nur, wenn sie auf ausreichende Gründe gestützt ist, sonst ist sie null und nichtig. Eine Dispens ohne hinreichende Gründe ist nichts anderes als eine Anweisung auf die Hölle. („Ita dispensari est cum licentia infernum intrare.“) [27]

Gegen die Verleihung der Domherrnstellen an Adeliche allein ruft Geiler den schon berührten Kanon Gregors IX. an. Vor Gott und seiner Kirche sind alle Menschen gleich. Den Patronen aber, die ihre Blicke bei Verleihung von Benefizien vor allen auf ihren Verwandten und Freunden ruhen lassen, schärft er das Gewissen. — Da sagt der Herr aus einem großen Hause: Hier habe ich einen von meinen Leuten, er wird schon predigen und Messe lesen, spielen und den Falken steigen lassen kann er schon. Wenn nun so viel schlechte Priester da sind, ihr habt es nicht anders gewollt. — Sprecht nicht: der Prediger thut selbst nicht, was er predigt. Ich weiß wohl, ihr freut euch, neben den vielen rechtschaffenen Predigern auch solche zu finden, die euch eine Entschuldigung für eure Laster an die Hand geben. Wenn ich euch von dieser Kanzel aus Gold- und Silberstücke zuwürfe, würdet ihr sie verschmähen und sagen: wir wollen sie nicht aus unreiner Hand? Warum denn, wenn wir euch das Gold und Silber der Tugenden, der Gnaden, der göttlichen Gebote zuwerfen? Was ist denn der Grund für den Unterschied, den ihr zwischen irdischen und himmlischen Gütern macht? Es gibt nur einen: wenn man mit einem Freunde brechen will, dann hat man bald einen Grund gefunden.

Beklagenswerthe Zeit, da Geiler sagen konnte: „Wenn es so viele schlechte Priester gibt, so kommt es daher, weil ihr sie nicht anders wollt, weil ihr sie der Kirche aufdrängt, weil ihr die Gesetze der Kirche nicht achtet!“ Sah man in dem Betragen so mancher Priester einen Vorwand, um sich über göttliche Gebote hinwegzusetzen, so noch mehr, um sich dem Gehorsam gegen kirchliche Oberen und Kirchengebote zu entziehen. Wie oft nimmt Geiler Veranlassung, diese Pflichten gegen die Kirche einzuschärfen und die Waldenser und Brüder vom freien Geiste mit ihren gegentheiligen Grundsätzen zurechtzuweisen! Und auch die schweren und unglücklichen Folgen der Excommunikation unterläßt er nicht zu schildern, obgleich sein Herz blutet darob, daß diese Kirchenstrafe so oft ohne Maß und aus den

nichtigsten Gründen verhängt und dadurch in ihrer Wirkung so tief geschädigt worden war.

VI.

Die Orden und das Bedürfniß ihrer Reform.

„Vom 7. bis zum 9. Jahrhundert sind es die Benediktiner, welche Belgien, England, Deutschland und Skandinavien für die Kirche erobern und den Gründern aller abendländischen Reiche die unentbehrlichen Gehülfen für die Begründung der christlichen Civilisation darbieten. Im 10. und 11. Jahrhundert führen eben diese unter der mächtigen Leitung von Cluny concentrirten Benediktiner den siegreichen Kampf gegen die Gefahren und Mißbräuche der Lehensherrschaft. Im 13. und 14. Jahrhundert erhalten und verbreiten die neuen, von den heiligen Franziskus und Dominikus und ihren Nacheiferern gegründeten Orden überall die Herrschaft des Glaubens über die Seelen und die gesellschaftlichen Zustände.“ So spricht sich der jüngste Geschichtschreiber des Mönchthums, Graf Montalembert, aus. Was hat er von unserem 15. Jahrhundert zu melden? „Es war dieß,“ sagt er, „die Zeit, in welcher die älteren Orden den Geist ihres ursprünglichen Eifers verloren hatten, und wo kein neues religiöses Institut entstand, um den christlichen Geist zu verjüngen.“ [28]

Auch Elsaß verdankt seine Civilisation den Benediktinern, deren Niederlassungen von den Merovingern, von Pipin und Karl dem Großen, von den Freigrafen des Landes wie von den Herren des 12. Jahrhunderts befördert und beschenkt wurden. Das älteste der Benediktiner-Klöster ist Maurmünster, gegründet gegen 590 durch St. Leobard, einen Schüler des hl. Columban; Oswald, ein Schüler des Papstes Gregor des Großen, brachte bald nachher eine Kolonie von Benediktinern aus Italien nach St. Gregors Münster im Thal. Dann

entstanden Ebersmünster bei Schlettstadt, Weißenburg, Surburg bei Hagenau, Haslach, St. Thomas in Straßburg, St. Sigismund und Hohenburg, das Kloster der hl. Odilia: alles Stiftungen des 7. Jahrhunderts. Die folgenden Jahrhunderte sind ebenso fruchtbar an Klosterstiftungen, von denen ich hier St. Stephan in Straßburg, Niedermünster, Murbach, Eschau, Erstein, Andlau, Altorf, Craufthal, Seltz, Walburg, Biblisheim; die Cisterzienser-Klöster Lucelle (Luciscella), Baumgarten, Schönensteinbach, Pairis, Königsbrück, Michelfeld erwähne. Der berühmte Manegold beförderte besonders die Klöster nach der Regel des hl. Augustin, die sein Freund Ivo von Chartres verbessert hatte. Dieser Regel folgten: Marbach, Goldbach, Oelenberg, Ittenweiler, St. Arbogast bei Straßburg, Truttenhausen, gegründet von der berühmten Herrad von Landsberg. Außerdem waren fast alle andern Orden vertreten: Wilhelmiten, Prämonstratenser, Karthäuser, Karmeliten, Eremiten vom hl. Augustin, Dominikaner und Franziskaner; dann die Ritterorden: Templer, Johanniter, Deutschritter.

Die Diözese Straßburg, damals auf beiden Seiten des Rheins gelegen, jedoch auf dem linken Rheinufer lange nicht so ausgedehnt als jetzt, hatte doch auf diesem linken Rheinufer nicht weniger als sieben Benediktiner-Abteien. Straßburg allein hatte Augustiner, Karmeliter, Franziskaner, Wilhelmiten, Dominikaner, vier Klöster Dominikanerinnen, zwei Clarissen-Klöster, regulirte Chorherren vom hl. Antonius, Pönitenten, und außerhalb der Stadt Chorherren nach der Regel des hl. Augustin zu St. Arbogast und Karthäuser.

Leider hatte zu Geilers Zeit derselbe Verfall, der das Bild des Weltklerus so unerquicklich macht, auch die Klöster ergriffen; und stufenweis mit diesem Verfall war ein allerdings übertriebenes, aber allgemein verbreitetes Gefühl von Mißachtung an die Stelle der tiefen Verehrung getreten, welche die katholische Welt so lange den großen Orden geweiht hatte [29].

Man forscht nach den Gründen eines solchen Verfalls. Auch diese geistlichen Orden stehen unter dem Gesetze der menschlichen Schwäche, wie alle irdischen Einrichtungen. „Noch war es keiner menschlichen Stiftung verliehen, immerdar ausgezeichnete Früchte hervorzubringen," sagt Montalembert. Man muß gewiß anerkennen, wie besonders der Benediktiner-Orden durch immer neue Reformen und Congregationen dem vordringenden Uebel widerstand; selbst das nicht mit Unrecht so übel beleumundete 15. Jahrhundert hat zur Auffrischung die Bursfelder Congregation gebracht, der sich vom Jahr 1485—1520 alle Benediktiner-Abteien der Diözese Straßburg anschlossen. Aber so glücklich waren die anderen Orden durchweg nicht; neben den Franziskanern von der strengen Observanz lebten im 15. Jahrhundert die Conventualen, bei denen die Ordensregel nur ein Andenken alter, vergangener Zeiten war und die mit dem heftigsten Haß ihre strengeren Brüder verfolgten.

Das Unheil lag vorzüglich in der allzu großen Selbständigkeit, welche den Klosterleuten die freie Wahl ihrer Vorsteher gewährte. Was einst in wilden Zeiten eine Schutzmauer war gegen fremde Eingriffe, wofür die klösterlichen Genossenschaften einst bis auf's Aeußerste gekämpft und gelitten hatten, das Palladium der freien Wahl, das war jetzt vom Uebel. Neigte die Mehrheit in einem Convent der Lauheit zu, dann wurde ihre Wahl eine Befestigung dieser Lauheit und ein weiterer Schritt auf der abschüssigen Bahn. Die fast vollständige Unabhängigkeit der einzelnen Häuser ließ von den General-Oberen nicht viel erwarten. Die Bischöfe wurden ferngehalten durch die Exemtionen, auch wieder eine zur Zeit heilsame Einrichtung, die in anderen Zeiten nur verderblich wirkte, und uns lehrt, wie jedes Ausnahmegesetz, wenn es die Zeit des Bedürfnisses überlebt, zum Verderben ausschlägt. Die ersten sechs Jahrhunderte kannten solche Exemtionen nicht; das Concil von Chalcedon (451) unterwirft in feierlicher Entscheidung die Klöster den Diözesan-Bischöfen. Dann kommen vereinzelt Exemtionen vor;

häufiger wurden sie, als es galt, die friedlichen Söhne und Töchter des hl. Benediktus gegen die Gewaltmaßregeln kriegerischer Bischöfe zu schützen. Päpste, Könige und Kaiser kamen dahin überein, zwischen den Mönchen und den Bischöfen die Schranke der Exemtion aufzuführen. Als dann in den schweren Kämpfen zwischen Papst und Kaiser so viele deutsche Bischöfe auf Seiten des letzteren und gegen den Papst, die Mehrzahl der Klöster aber auf päpstlicher Seite standen, da fuhren die Päpste, gewiß in vollständig erklärlicher Weise, fort in der Begünstigung der Mönche durch Exemtionen und Privilegien.

Weiterblickende Augen sahen schon damals das Unheil: der hl. Bernhard erhob seine mächtige Stimme gegen die Exemtionen, Johann von Salisbury, Peter von Blois traten für die Bischöfe ein, der hl. Franziskus erklärte sich förmlich gegen jede Exemtion. Auch die Päpste suchten einzulenken, und Bonifaz VIII. erklärte, die Klöster seien nur als Klöster exemt, aber in Allem, was Seelsorge betrifft, den Bischöfen unterworfen. Da kam das Exil der Päpste zu Avignon und das abendländische Schisma, Päpste und Gegenpäpste vertheilten nun wiederum Exemtionen mit freigebiger Hand. Das Konstanzer Concil dagegen suchte die Quelle des Unheils zu verstopfen, Martin V. versprach, die Exemtionen möglichst zu beschränken; erst das Trienter Concil schaffte auch hier wieder reine Bahn. Unterdessen waren diese alten Exemtionen das größte Hinderniß für jede ernstliche Reform. „Wen man schon etwas gutes wil anfahen und reformiren," sagt Geiler, „so hat man da das privilegium, da den brieff, da den ußzug."[30]

Eine andere Ursache des Verfalls der Klöster war ihr Reichthum. War dieses Vermögen auch so ehrlich und rechtlich erworben, wie kaum ein anderes, es hörte darum nicht auf, für die Besitzer verhängnißvoll und verderblich zu werden, einerseits weil es die Handarbeit beseitigte, andererseits weil es das Commendenwesen, diese Geißel der Klöster vom Anfange des Mittelalters an bis zur französischen Revolution, ausbildete.

Durch die Commende nämlich wurde der Abtstitel mit einem großen Theil der klösterlichen Revenüen einem auswärtigen Geistlichen, oft gar einem Laien übertragen — Alles natürlich mit Dispens.

Von Laien stammte auch der abscheuliche Mißbrauch, Kinder bereits in ihren unmündigen Jahren in die Klöster zu thun; Montalembert nennt das „gezwungenen Beruf". In den guten Zeiten des Mönchthums findet man von diesem Mißbrauch nur einzelne Spuren, wie ein Unkraut wuchert er zur Zeit des Verfalls und der Erschlaffung, wo Eigenliebe und Familien-Rücksichten in den geistlichen Oberen nicht selten bereitwillige Mitschuldige fanden. Von dieser Krankheit des „gezwungenen Berufes" waren besonders die nicht reformirten Klöster heimgesucht; war es hier der Mangel, dort die Hoffnung, einst eine Stütze zu finden, so doch in den meisten Fällen die Begier, das Vermögen in die Hände eines bevorzugten Kindes zu bringen, was diese verruchte Gewohnheit aufrecht erhielt.

Auf diesem Wege konnten sich die Klöster wohl mit Männern und Frauen ohne Beruf bevölkern; man braucht sich nicht zu wundern, wenn es damals so viel schlechte Klosterleute gab. Gezwungen, ein Joch zu tragen, das sie nicht gewählt hatten, suchten diese Unglücklichen die Schwere dieses Joches in jeder Weise zu erleichtern; eine Generation verdarb die andere; und durch ein verkehrtes Mitleiden verführt, waren die Eltern, die ihre Kinder gegen deren Willen dem Klosterleben geweiht hatten, nunmehr noch die ersten, die sich dagegen erhoben, wenn man sie durch Reformen zu guten Klosterleuten machen wollte.

Doch vergessen wir nicht, um diesen großen Institutionen die gebührende Gerechtigkeit zu erweisen, daß der Verfall am Ende des 15. Jahrhunderts weder allgemein, noch hoffnungslos war. Für die Benediktiner war durch die Bursfelder Einigung, für die Augustiner von Sachsen her eine Reform gekommen; Bernhardin von Siena hatte in vielen Franziskaner-Klöstern die strenge Observanz eingeführt; seit dem Ende des 14. Jahrhun-

derts vollzog sich auch bei den deutschen Dominikanern eine heilsame Reform.

Auch in Straßburg glichen sich die Klöster nicht im Entferntesten. Auf der niedrigsten Stufe standen wohl die zwei Clarissen-Klöster; dort war das Verderben tief eingedrungen, die Schwestern besuchten ohne Bedenken die allerweltlichsten Zusammenkünfte, und ihr Thor stand Jedem offen. Zur Zeit der Reformation verließen sie Kirche und Kloster und baten den Magistrat, ihnen anständige Ehemänner zu verschaffen. Die Stadt nahm das Kloster in Besitz und überließ es den Damen, sich selbst mit Ehemännern zu versehen. Im Hinblick auf diese sauberen Töchter der hl. Clara mochte Geiler, wie Wimpheling berichtet, das harte Wort aussprechen: lieber wollte er, seine Schwester würde eine Dirne, als daß sie in ein regelloses Frauenkloster, selbst als Aebtissin, einträte; in dieser letzten Stellung würde sie alle Ehre genießen, als „gnädige Frau" angeredet und auf den Knieen begrüßt werden — und mit eingeschläfertem Gewissen der Hölle zueilen, während eine Prostituirte, unter der Last ihrer Schande gebeugt, zuletzt doch noch in sich gehen und Buße thun möchte[31].

Augustiner, Karmeliter, Dominikaner und Franziskaner waren ebenfalls sehr entartet; keines der Straßburger Klöster hatte, scheint es, die Reform angenommen. Diese Mönche unterhielten einen langen Krieg mit den Weltgeistlichen — es handelte sich hauptsächlich um Pfarrzwang, Pfarrechte, Beichte, Communion und vorzüglich um Begräbnisse (ultimum vale) — eine Einigung wurde im Jahre 1493 durch den bischöflichen General-Vikar Andreas Hartmann von Eptingen erzielt, ohne indeß auf die Dauer zu helfen. In diesen Mönchen fand Geiler die erbittertsten Widersacher, als er sich der zum Tod Verurtheilten annahm. Doch gab es auch hier neben den schlechten Elementen noch untadelhafte Klosterleute; nicht von allen galt Geilers Tadel, daß sie „in der Tabern hinter dem spilbrett und gutem wein sitzen, wo einer zu dem andern spricht: sursum corda, seind gutes mutes."[32]

Einen tröstlicheren Anblick boten die anderen Straßburger Klöster: Karthäuser, Wilhelmiten, Hospitaliter, Dominikanerinnen und Pönitenten.

Dieser Lage der Dinge gegenüber war Geilern sein Verhalten vorgezeichnet. Er war durchaus kein Feind der Mönche und Nonnen, zu dem man ihn protestantischer Seits, gestützt auf einzelne, allerdings nicht immer so genau berechnete und eingeschränkte Aeußerungen, machen wollte. Nein, er ehrte das Klosterleben, er liebte rechtschaffene Klosterleute, er zählte unter ihnen manche Freunde und Anhänger. Aber schlechte Mönche und Nonnen verfolgte er mit heftiger Erbitterung, mit der ganzen Schärfe seines strengen Wesens, mit jener äußeren Rücksichtslosigkeit, die den rauhen Sitten der Zeit entsprach. Den Bischof sowohl als den Magistrat regte er zu öfteren Malen an, die Reform der verweichlichten Klöster in die Hand zu nehmen. Klosterleute und ihre Familien widerstrebten; die Herren vom Magistrat weigerten sich, an die Gesalbten des Herrn zu rühren, hatten sie doch Söhne, Töchter, Verwandte und Freunde in den zu reformirenden Klöstern.

Den Bischof indessen brachte Geiler dahin, daß er in der Abtei der adlichen Stiftsdamen an St. Stephan in Straßburg wieder Regel und Ordnung einführte. Zwar drohten auch diese Damen mit Widerstand und Appellation, aber sie mußten sich schicken. Doch bald kehrten die alten Unordnungen zurück; Bischof Albert visitirte persönlich die Abtei, und nachdem er sich von den vorhandenen Uebelständen überzeugt hatte, ernannte er eine Commission, die aus dem Propst zu St. Thomas, Johannes Geiler, dem Generalvikar Andreas Hermann von Eptingen und Johann Symler bestand. Diese Commission revidirte und verschärfte die Statuten, wodurch denn wenigstens einiger Erfolg scheint erzielt worden zu sein; die Stiftsdamen widerstanden denn auch dem ersten Andrang der Reformation und fielen erst im Jahre 1541 ab.

Geiler beschränkte sich nicht auf diese Schritte. Er suchte

auch in Reden auf das Volk zu wirken und durch dieses einen heilsamen Druck auf die widerstrebenden Ordensgemeinschaften auszuüben. Er verlangte vor Allem, daß sie in Frieden und als Helfer der Pfarrgeistlichkeit wirken sollten. „Die münch seind den priestern geben zu helfferen, daß die seelen wohl geweiset werden zur ewigen selikeit. Das sollen die priester gedenken, und sollen die ordenslüt gedenken und sich nit über die pfarrer erheben, wan sie nit den priestern geben sein zu schaden, und gedenken das sie beid knecht seind eines herrn, münch und pfaffen." Er tadelt nicht minder die Eifersüchteleien und Händel der Orden unter sich, das bekannte Pochen auf höheres Alter des Ordens, größere Heiligkeit des Stifters, größere Gelehrsamkeit seiner Theologen; „die ordenslüt," sagt er, „sein wider einander, und meint ein jeglicher, sein orden sei heiliger und höher dan der ander, und kiflen und zanken mit einander der vetter (Väter) halb: so ist der orden also alt, so ist der elter, und sant Franziskus hat mein orden gestifft, und der Dominici ordens, der Benedicti. Sie soltens nit thun. Christus der Herr ist unser aller apt, und wir sein alle under ihm; darumb hinder kein orden den andern und veracht in nit, wan wir allesamen ein orden sein und Christus ist unser aller apt." ... „Auch sollen sie leren die andern nit verachten umb irer doctores willen und irer meinung. So ist der ein Thomist, der ein Scotist, der ein Albertist, der ein Ockamist, und nent kein münich ein lerer eines andern ordens. Ein barfüßer münich, ja wol das er Thomam allegierte, wie gut ding er sagt; ein prediger münch allegiert kein Scotum. Das ist ein thorheit. Es gilt mir alsgleich, er sei wer er wöl, dieweil er etwas guts sagt, so ist er mir ein guter lerer." [33]

Zugleich legte er direkt Hand an's Werk und hielt zahlreiche Predigten in verschiedenen Nonnenklöstern. Am gewaltigsten und dauerndsten zeigte sich sein Einfluß im Kloster der „Reuerinnen" (Pönitenten) von St. Magdalena. Ihr Ordenshaus außerhalb der Stadt vor dem Judenthor war bei der drohenden

Annäherung Karls des Kühnen im Jahre 1475 nebst vielen andern Häusern vom Magistrat weggeräumt, und ihnen dafür ein Bauplatz in der damaligen Utengasse, jetzt Magdalenenstraße, gegeben worden. Am 20. Januar 1478 wurde in Gegenwart Geilers zu Kirche und Kloster der erste Stein gelegt und unserm Geiler die Leitung der Klosterfrauen übertragen. Da der strenge Mann zu viel Luxus und Wohlleben bei ihnen fand, führte er, ungeachtet der entgegenkämpfenden Einflüsse einzelner Nonnen, aber unterstützt durch den Eifer der Vorsteherin Susanna Horwartin, die strengere Regel des hl. Augustin ein; er flößte unermüdet diesen seinen geistlichen Töchtern den Geist ihres Standes ein, las ihnen täglich die heilige Messe, predigte ihnen öfters und übersetzte für sie mehrere ascetische Werke ins Deutsche.

Wir besitzen noch eine große Zahl von Predigten, die er hier bei den Reuerinnen und in anderen Klöstern gehalten hat. Sie zeigen uns die Gedanken Geilers über das Klosterleben und beweisen, wie Unrecht man ihm that, wenn man ihn als einen Gegner desselben hinstellte. Nichts ist, nach seiner Meinung, ruhmreicher, als Gott dem Herrn durch ein Klostergelübde geweiht zu sein; kein Stand ist erhabener und edler; dort lebt der Mensch reiner, fällt seltener, erhebt sich leichter; man überwacht sich selbst besser, man wird besser überwacht; man ist befreit von zeitlichen Sorgen und Geschäften; man empfängt reichere Gnaden; man bereitet sich besser auf den Tod und die Ewigkeit. Ja, man kann Gott nicht genug danken dafür, daß man jenen Stand erwählt hat, wo man Gott allein dient; und jeder Gedanke von Reue ist eine Eingebung des bösen Feindes [34].

Es gibt also nichts Vortheilhafteres für den Menschen, als in einen Orden einzutreten; man soll dem Berufe dazu nicht entgegentreten; ja, selbst der Gebrauch, die Kinder in frühem Alter dem Kloster zu übergeben, ist nach Geiler nicht zu mißbilligen, vorausgesetzt, es geschehe aus reiner Absicht und in ein regulirtes Kloster [35].

Was aber die zum Klosterleben Gezwungenen angeht, so behandelt Geiler diese schwierige Frage mit großer Weisheit; er bekämpft das früher erwähnte ungerechte Gesetz, das dem Mißbrauch Vorschub leistete; er beklagt die unglücklichen Opfer, aber er erklärt offen: einmal durch ihr Gelübde gebunden, können sie keine Lösung erwarten. Darum sucht er sie mit ihrem Geschick auszusöhnen. „Saget nicht," so ruft er aus, „mein Vater und meine Mutter haben mich ins Kloster gesteckt; möchten sie dafür bis an den Hals in die Hölle gesteckt werden! Ich gestehe es, ihre Absicht war keine gute. Aber ihr, danket vielmehr Gott, der euch aus der Welt hinausgeführt hat, suchet den Himmel zu gewinnen; Gott hat es also geschehen lassen; so betet denn für die Seelen im Reinigungsorte, besonders für eure Eltern!" [36]

Es genügt nicht, ins Kloster zu gehen, man muß auch ein wahrhaft klösterliches Leben führen. Geiler spricht von den drei Frauen, die zu dem Grabe des Herrn gingen. „Auch die Ordensleute müssen in das Grab eintreten. Was ist denn dieses Grab? Es ist nicht das Kloster; das ist nur das Aeußere, nur das Siegel an dem Grabe; das Kloster ist nur der Garten, in dem das heilige Grab sich befindet. Gott gab euch die Gnade, in den Garten einzutreten, ihr müßt nun in das Grab eindringen, d. i. in euer Herz, müßt euch hinstrecken durch Selbstentsagung, euch einhüllen in das Grabtuch eines reinen Gewissens. Streuet dann auf dieses Grab die Blumen der guten Werke, zündet an die Fackel der Erkenntniß und des Glaubens; dann sprecht die Todtengebete, betrachtet und lobet Gott!" [37]

Nicht die Kappe macht den Mönch, das Kleid nicht die Klosterfrau; es ist das Herz, die innere Heiligung. Zwei Orden gibt es: den äußeren, durch den man als Mönch oder Nonne erscheint, den inneren, durch den man es in Wahrheit ist. Der innere Orden besteht in Geduld, Demuth, Gottes- und Nächstenliebe, der äußere in der Ordensregel, Gesang, Lesung, Fasten, Stillschweigen, Klausur; er ist nichts ohne den

ersten. Das Ordensleben nur in äußere Werken setzen, das nennt Geiler geistlichen Müßiggang; man gibt Gott äußere Werke, aber nicht das Herz. Die äußeren Klosterwerke haben den Zweck, den inneren Menschen umzuschaffen, freilich eine schwere Aufgabe; denn Manche mögen leicht die Güter der Welt verlassen, nicht aber den eigenen Willen. Ohne Unterlaß schärft Geiler den Klosterleuten Beobachtung der Regel und freudigen Gehorsam ein, und bekämpft den Geist der Insubordination, des Murrens und des Ehrgeizes, der sich so vielfach eingeschlichen hatte und sich gegen jede Reform als gegen eine Neuerung erhob.

Für eine richtige Reform nun fand er drei Stücke unerläßlich, aber auch genügend: strenge Klausur, gemeinsames Leben in Allem, und Stillschweigen. Gewiß richtig! Die Lockerung oder Aufhebung der Klausur war ja die Hauptursache des Sittenverderbens in den nicht reformirten Klöstern. Aber auch in den strengeren Klöstern führte die Leichtigkeit, mit der die Nonnen ihre Eltern und Freunde sehen konnten, manche Inconvenienz mit sich: Beunruhigungen und Beschäftigung mit dem außerklösterlichen Leben, Zerstreutheit und Verlangen nach menschlichen Tröstungen. Am Sprachgitter erhielten die Nonnen Geschenke aller Art; so wurde die klösterliche Armuth eine Selbsttäuschung, und es entstanden zwei Klassen von Klosterschwestern: wirklich arme und solche, die von reicher Familie waren. Geiler tadelt beide: die Eltern, die unter dem Vorwande der schwachen Gesundheit ihrer Kinder diesen allerhand zusteckten, die Nonnen, die ohne „vögelin, kätzlin oder hündlin" nicht leben konnten [39].

In den nicht reformirten Klöstern war das gemeinsame Leben ganz verschwunden; da sah man, sagt Geiler, zwanzig, dreißig, vierzig verschiedene Töpflein am Feuer nach dem besonderen Appetit jeder Schwester. Er verlangt mit Strenge gemeinsamen Tisch, Gleichmäßigkeit in der Kleidung. Und diese Armuth soll nicht bloß beobachtet werden, man soll sie, durch Christi Beispiel angezogen, auch liebgewinnen [39].

Beobachtung des Stillschweigens aber ist nach Geilers Ansicht das wirksamste Mittel gegen Selbstrühmen, Lüge, Verleumdung, leichtfertiges Gespräch und Possen. Aber gerade hier war ein harter Kampf gegen die alte Gewohnheit einer erschlafften Disciplin zu führen, und Geiler findet es nöthig, die Oberinnen anzuweisen, daß sie schon beim Noviziat ihrer Klosterschwestern darauf ganz besonders ihr Augenmerk gerichtet halten.

Wenn das Ordensleben seine Freuden und Tröstungen hat, so hat es auch seine schweren Prüfungen; Gitter und Riegel können Ueberdruß, Widerstreit, Seelenschmerz, Trockenheit, Versuchungen nicht fernhalten. Geiler tröstet und erhebt, er richtet die geplagte arme Seele auf Gott hin; in seiner liebenswürdigen Natürlichkeit vergleicht er sie einem Vögelein, das in einer Stube gefangen gehalten wird: es fliegt ans Fenster, es streckt sein Hälslein aus und wäre gern draußen, und so das Fenster sich nur ein wenig öffnet, es eilt hinauszukommen. So soll die Seele, die mit dem Irdischen abgeschlossen hat, nach Gott verlangen[40]. „Wenn noch ein Glück auf dieser Welt zu finden ist,“ so ruft der Prediger aus, „so ist es nirgends sicherer zu finden, als in einem Kloster, wo man lebt, wie es der Ordensstand verlangt.“

Solche Unterweisungen gab Geiler dreißig Jahre hindurch den Nonnen in den regulirten Klöstern Straßburgs. Die Geschichte der folgenden Jahre hat all' seine Befürchtungen und Hoffnungen bestätigt. Kaum hatte er die Augen geschlossen, da kamen für die Straßburger Klöster die Tage der Prüfung, hier des Abfalls, dort der standhaften Treue. Die Barfüßer warfen im Jahre 1524 ihre Kutten weg und übergaben dem Magistrat ihr Kloster; ihnen folgten die Dominikaner, von denen indeß ein kleiner Theil treu blieb und sich nach andern Orten wandte. Der Abfall der Clarissen ist bereits erwähnt, und ich will hier nur hinzufügen, daß in dem von Geiler so oft gerühmten Nürnberg, wo dasselbe traurige Schauspiel des Abfalls sich vollzog, die Töchter der hl. Clara durch ein heldenmüthiges Beispiel

von Glaubenstreue jene Makel verwischten, welche die Schwestern in Straßburg ihrem Orden anthaten[41]. Eben solchen Glaubensmuth bewiesen in Straßburg die Dominikanerinnen von St. Margaretha unter so vielen bösen Beispielen und heftigen Verfolgungen, und neben ihnen die geistlichen Kinder Geilers, die Pönitenten von St. Magdalena. Diesen galt noch seine letzte Sorge, er wirkte sterbend dahin, daß sie keinem Beichtvater aus einem der unregulirten Mendikanten-Klöster in die Hände fielen. Ihr Kloster erhielt sich durch alle Stürme der Reformation und war über hundert Jahre bis zur französischen Besitzergreifung der einzige Ort in Straßburg, wo katholischer Gottesdienst stattfand. Das ist für Geiler der unwiderlegliche Beweis seiner Rechtgläubigkeit und sein schönster Ehrentitel.

VII.

Die weltlichen Stände und ihr Reformbedürfniß.

Jene Sittenzüge, aus denen wir auf den vorigen Blättern ein nicht sehr erfreuliches Bild der damaligen Zeit entwarfen, finden sich bei allen gleichzeitigen Schriftstellern, besonders in Brants und Wimphelings Schriften wieder; sie sollen im Folgenden noch ergänzt werden. Bei dem Studium der Ursachen, welche die große kirchliche Revolution des 16. Jahrhunderts herbeigeführt haben, muß besonders ein Punkt betont werden: es sind die Kirchengüter und die Begierde, die sie nicht nur beim Pöbel, sondern auch bei den Großen und bis zu den Thronen hin erweckten. Man weiß, welche Rolle sie bei dem Reformwerk Heinrichs VIII. in England spielten; man weiß auch, wie die Hoffnung auf diese Güter viele deutsche Fürsten auf die Seite Luthers hinüberzog. Nun ist es nicht ohne Interesse, ein Vierteljahrhundert früher die Spuren und die weitere Entwickelung dieser Begier nach den Gütern der Kirche in einer Schrift Wimphelings zu verfolgen, die nicht bloß

helles Licht auf das Streben jener Zeit wirft, sondern auch die Frage auf ihr richtiges Gebiet, das des Rechtes, hinüberführt und die unheilvollen politischen und sozialen Folgen jener sich vorbereitenden ungerechten Beraubung mit großer Klarheit im Voraus entwirft [42].

Wimpheling wendet sich in seiner Einleitung an die Räthe der Fürsten, damals zumeist Rechtsgelehrte, die so viel beigetragen haben, um die Traditionen der byzantinischen Kaiserzeit an den Höfen wieder zu erwecken. „In unserer Zeit," sagt er, „greift eine wahre Krankheit des Geizes um sich, und Verführer unserer Fürsten suchen diese zu überreden, daß der Klerus allzu große Reichthümer besitze, und man, ohne vor Ungerechtigkeit, Eidbruch und Beleidigung Gottes zurückzuschrecken, diese Güter rauben und an sich bringen dürfe." Man beginnt damit, die Kirchengüter, Kapitalien, Ländereien, Häuser, Landgüter mit Abgaben zu belasten, in der Hoffnung, bald die Hand auf diese Güter legen zu können. Als erster Grund gilt die Entsittlichung des Klerus. „Da schreien sie gegen die Diener Christi, sie, die Blutigel am Leibe des Staates: die Priester sind zu reich, sie führen ein schlechtes Leben! Aber ich bitte euch, was besitzen denn die Priester, das euer eigen ist? Was habt ihr denn jemals der Kirche geschenkt? Sei es, der Klerus mag reicher sein, als viele von euch, die ihr Erbe in Spiel, Wohlleben, Ausschweifung und Lastern vergeudet haben. Gibt das ein Recht, die Güter der Kirche zu rauben? Es gibt ja auch sonst Reiche; haben denn die Armen das Recht, in die Wohnungen der Reichen zu dringen, Schlösser und Thüren zu erbrechen und Kassen und Speicher zu leeren?"

Ihr werfet dem Klerus vor, er mache einen schlechten Gebrauch von seinen Reichthümern — und ihr, verwendet ihr zur Vertheidigung der Kirche den Zehnten, den ihr doch unter solcher ausdrücklichen Bedingung erlangt habt? Ein Jeder wird zur Zeit seinen Richter finden.

Wenn man euch hört, dann scheint es eine gewaltige Ver-

günstigung eurerseits, daß die Kirche noch Güter besitzt. Aber ist es nicht der Priester, der täglich die Unterwerfung unter die obrigkeitliche Gewalt und den Gehorsam gegen die Fürsten predigt?

Und sind denn die Priester nicht eure Kinder? Wenn die Kirche sie nicht ernährte, so müßten es ihre Verwandten thun. Und nicht selten übergebt ihr eure Kinder der Kirche, um das Erbtheil der anderen Kinder zu mehren.

Es hat schon ein Autor gesagt: Glaubt nicht, ihr Fürsten, daß die Kirchengüter euch reich oder glücklich machen werden. Wenn überhaupt ungerechtes Gut keinen Segen bringt, dann gewiß nicht das Erbtheil Gottes, der Kirchen, der Religionsdiener, der Wittwen und der Armen.

Wenn das Staatswohl es verlangt, wird der Klerus sich nie weigern, mit seinem Vermögen helfend einzutreten; aber man gehe auf dem richtigen Wege vor, ohne Gewalt und Unterdrückung, und man verständige sich mit dem Papste.

Das Eigenthumsrecht der Kirche ist durch kanonische wie durch bürgerliche Gesetze gesichert; gegen den Verletzer haben Päpste, Concilien und Kaiser geistliche und zeitliche Strafen festgesetzt. Wenn ihr Fürsten dem bösen Rath eurer ungetreuen Höflinge folgt und der Kirche den Gehorsam kündigt, so wird der Tag nicht ausbleiben, da nach gerechter Vergeltung Gottes auch eure Unterthanen euch nicht ferner gehorchen werden.

Bedenkt auch wohl, daß niemals ein Verfolger der Kirche mit Ehren geendigt hat. Denkt an das Schicksal Heliodors und so vieler Anderen, die des Herrn Diener verfolgten, aber elend zu Grunde gegangen sind.

Man sieht, es sind die alten Beweisführungen, die schon Lactanz aus dem „Tode der Verfolger“ zog; aber wann haben die Lehren der Geschichte den Völkern oder den Herrschern je genutzt?

Während man in den höheren Kreisen sich zu einer systema-

tischen Beraubung der Kirche rüstete, setzten die Raubritter, die damals Deutschland beunruhigten, solche Grundsätze bereits praktisch in's Werk. Derselbe Wimpheling erzählt in einer Schrift, die er an den Papst Alexander VI. richtete, wie diese Raubritter die Geistlichen ausplünderten, in ihre Burgverließe schleppten, ihnen durch grausame Qualen Lösegelder auspreßten, ja sie sogar tödteten. Und das geschehe ganz offen, mit Wissen des Volkes und der Landesherren [42].

In Straßburg übrigens wußte man schon längst, wessen man sich von dem Adel versehen durfte. Als es zu Anfang des 15. Jahrhunderts zum offenen Bruch zwischen dem Adel und der Bürgerschaft kam, wurden protokollarisch die Frevel und Verbrechen festgesetzt, deren ein großer Theil des Adels sich vom J. 1406—1419 schuldig gemacht hatte: es ist ein schauerliches Verzeichniß von Schandthaten aller Art. Darauf waren viele adliche Familien ausgewandert, und zu Geilers Zeiten war die Bürgerschaft zu stark, um sich derartige Ausschreitungen noch ferner gefallen zu lassen.

Doch entwirft auch Geiler ein trauriges Bild von dem zurückgebliebenen Adel. „Nichts als der Name ist noch vom Adel da; da findet man nicht Tugend, nicht Einsicht, nicht Religion, nicht Freigebigkeit, nicht Patriotismus. Ich bin adelich, heißt es, ich bin von altem Stamm. Wenn du Verdienste hast, so kommen sie dir, aber nicht deinen Ahnen zu Gute; ebenso können die Thaten und Verdienste deiner Ahnen dir keinen Werth verleihen.“ [43] Der verkehrte Adelsstolz verhindert an ihnen jede christliche Tugend; Milde, christliche Liebe, Gehorsam, Keuschheit, Abtödtung wollen damit nicht zusammen stimmen. Und doch sind es nicht Wappen oder Titel, die bei Gott adeln. Wohl bewunderte und liebte Geiler das eigentliche Ritterthum, die Schöpfung einer früheren glaubensstarken Zeit; aber er betrauerte den Abfall desselben von seiner eigentlichen Bestimmung, der gemäß die Ritter den Landfrieden bewahren, Blut und Leben für ihre Brüder einsetzen,

die Verbrecher bekämpfen, die Kirche und ihre Diener beschützen sollten. Jetzt aber bekämpfen unsere Ritter die Kirche Gottes, verfolgen ihre Diener, treiben lächerlichen Luxus, spielen in höfischen und geselligen Kreisen den Aufschneider (miles gloriosus), während sie doch am Tage der Schlacht sich im Hintertreffen halten und ohne Stoß und Wunde davon kommen. Dafür renommiren sie dann nachher hinter dem Ofen und erzählen an Kind und Kindeskind ihre erlogenen Heldenthaten [44].

Neben dem moralisch und nicht selten auch finanziell gesunkenen Adel hatte sich ein starker Bürgerstand erhoben, intelligent, fleißig, im Handel durch die günstige Lage Straßburgs bereichert. Aber auch bei diesen Patriziern waren Männer von der alten Kraft und Tugend, von echt christlichem Geiste, wie der Ammeister Peter Schott, selten. Die neue Generation war leichtfertiger, ehrsüchtiger, übermüthiger; es galt hier, wie Geiler mit Trauer gesteht, nur der Grundsatz: Wer Geld hat, der hat Ehre. Hat Einer Gut erworben, flugs will er nicht mehr „Meister" betitelt sein, sondern „Herr" und „Junkherr", und darnach will er Ritter werden. Früher schrieb man einem Edelmann „Dem Besten"; thäte man das jetzt, da würde es heißen: sieht man mich für einen Straßburger Jungherren an? nein, man muß ihm schreiben „Dem Edlen", welcher Titel sonst einem Freiherrn zukam; und dieser hinwieder verlangt den Titel „Wohlgeboren". Wie soll man nun einen Grafen oder einen Fürsten betiteln? [45]

Aehnlich ging es mit der Kleidung: Bürgersfrauen gingen einher wie adeliche Damen, ehrsame Frauen wie Buhldirnen (die eigene Kleidung tragen sollten), und diese wiederum wie Gräfinnen. Geiler billigt daher und empfiehlt die Kleiderordnung, wie sie z. B. in Nürnberg eingeführt war. „Es gon jetz," predigt er, „die frauwen wie die man, lassent das har an dem rucken hangen, und hond baretlin mit hanenfederlin uff, pfuch schand und laster! .. Sieh die hossen an, wie sie

geteilt seind wie ein schachbret, wie von kleinen bletzlin sie zusammengestuckelt seind, also das sie me kosten machen den das tuch wert ist .... Es seind darnach etlich die haben so viel kleider das sie die ganz wochen alle tag zwei kleid hont, eins vormittag und eins nachmittag; wan man zum danz gat oder zu einem andern spil, so haben sie andere kleider, und wellen lieber das die milwen sie essen wann das sie es armen lüten geben" ... Wollt ihr ungarsche, böhmische, sächsische, französische, welsche, flandrische Kleidung sehen? Kommt nach Straßburg, da sind sie zu finden[46]. Auch die Priesterschaft entgeht hier dem Tadel Geilers nicht, sie hat aus Frankreich die Talare mit langem nachschleppendem Schweife herüber genommen.

Auch sonst zeigt sich große Erschlaffung der Sitten; die Heiligkeit des Ehebandes wird oft mißachtet; Ehebruch und Concubinat sind Dinge, die nicht bloß in den Reden Geilers immer wiederkehren, sondern auch Gerichte und Polizei fortwährend beschäftigen; der Besuch schlechter Häuser galt kaum als Schande. Die Satiren der Humanisten gegen Mönche und Kirchendiener, die liederlichen Flugblätter und Spottschriften mit schändlichen Abbildungen, die schlechten Witz- und Unterhaltungsbücher wurden fleißig gekauft und gelesen — zum Ruin des Glaubens und der Sittlichkeit.

Bleibt noch das gemeine Stadtvolk und die Bauern. Auch da war die Einfachheit der Sitten, das beste Schutzmittel gegen das Laster, in bedenklicher Weise geschwunden. Wir hörten Geiler schon über das leichtsinnige Leben in Wirthshäusern und besonders in den Herbergen der Zünfte klagen. Auch die Bauern blieben von der gerühmten Cultur der Zeit nicht unbeleckt. Seb. Brant widmet ihnen im Narrenschiff ein eigenes Kapitel, und Geiler hat darüber gepredigt. Sie wollen nicht mehr in Zwillich, nicht mehr in Joppen einhergehen, es muß Lündisch oder Mechelnsch Tuch sein, das wird dann zerhackt und gespreit in allerlei Farben gebraucht, daneben

treiben sie Korn- und Weinwucher. — Auch die Bauern suchten ihre Kinder in die Kirchenpfründen einzuschieben, während sie den Zehnten verfluchten. Bereits im Jahre 1476 erhob sich in Niederfranken ein Bauernaufruhr unter einem gewissen Johann von Niclaushausen, der von der Mutter Gottes gesandt sein wollte, und viele Tausende aus Bayern, Franken, Hessen, Thüringen, Sachsen, Schwaben, Elsaß an sich zog. Er erklärte sich gegen den Verderb der Geistlichkeit, gegen die Anhäufung der Pfründen, gegen den Kirchenzehnten; aber ebenso auch gegen Herrenrecht, Frohndienste, Jagd- und Fischerei-Privilegien u. s. w. Es folgte im Jahre 1502 der sogen. Bundschuh, bis dann später mit Luthers Billigung die Forderungen der Bauern in ihrem Blute ertränkt wurden.

Geilers Sittenschilderungen dürften uns übertrieben und ungerechtfertigt erscheinen, wir dürften vielleicht annehmen, der Prediger habe in seiner Strenge die dunklen Farben zu sehr gehäuft, wofern nicht sein Zeitgenosse Sebastian Brant ihm Schritt für Schritt, Zug um Zug, ja fast möchte man sagen Wort für Wort zur Seite stände. Beide Männer sahen mit den schlimmsten Ahnungen in die Zukunft.

So fand sich von den höchsten Höhen bis in die tiefsten Tiefen, vom Papst bis zum Sigrist, vom Kaiser bis hinab zum Viehhirten Verderb und Uebel genug. Die alten Formen bestanden noch, aber der Geist, der sie geschaffen hatte, war vielfach aus ihnen entwichen, und sie konnten beim ersten Stoß in Trümmer gehen.

Worin mußte denn nun jene Reform in Kirche und Staat bestehen, nach der so heftig gerufen wurde? Sollten, unter dem Vorwand, die Mißbräuche abzustellen, die Constitution des Katholicismus, Hierarchie, Ordenswesen abgeschafft werden? Sollte der Angriff auf Dogmen und Glaubenssymbole gerichtet werden? Beides lag nicht in Geilers Absichten. Sein Reformwerk sollte die kirchlichen Einrichtungen erhalten, aber die Mißbräuche entfernen; er wollte die Glaubenssätze nicht ändern

oder menschlichen Leidenschaften anpassen, sondern sie in allen Schichten der menschlichen Gesellschaft wieder zum praktischen Leben erwecken. Mönch und Priester sollten nicht verschwinden, sondern, nach Wimphelings Wort, die Mönche sollten wieder lernen nach ihrer Regel, die Geistlichen nach den kirchlichen Bestimmungen leben, damit dann nach ihrem Beispiel die Laien wieder lernen die zehn Gebote halten.

Bei der Lektüre der Geiler'schen Schriften überrascht es, zu sehen, wie er so oft im Voraus die protestantische Reform in ihren wesentlichsten Lehren bekämpft. Man braucht sich indeß nicht darüber zu wundern; denn die Grundlehren des Protestantismus sind ja keineswegs aus Luthers Gehirn hervorgewachsen. Seit dreihundert Jahren hatten die Waldenser, die Brüder vom freien Geiste, die Anhänger Wiclifs und Hussens an den Grundlagen der katholischen Kirche gerüttelt und Irrlehren verbreitet, welche sich später die Reformatoren aneigneten. Das Rheinthal von der Schweiz abwärts bis Holland war davon keineswegs verschont geblieben. Die Elemente des Protestantismus waren zerstreut vorhanden und in der Atmosphäre verbreitet, Luther hat sie zusammengezogen und vereinigt; was so Manche seit längerer Zeit im Stillen dachten, das predigte er plötzlich mit seiner feurigen Beredsamkeit in klarer schneidender Form von den Dächern. Mit Geschicklichkeit wählte er seinen Kampfplatz und seinen Kriegsruf: Ablaß, Glaube und gute Werke.

Sieht man nun, wie Geiler ohne Unterlaß die Lehren Wiclifs, Hussens, der Waldenser u. s. w. bekämpft, dann möchte man sagen: er sah den Zeitpunkt voraus, da die Lehrsätze derselben mit neuer und größerer Kraft wieder auftauchen würden, und ging darauf aus, das katholische Dogma in allen Punkten zu festigen und die Grenzlinie zwischen Wahrheit und Irrthum zu ziehen.

Mit welcher Kraft und Klarheit spricht er vom Glauben! Der Glaube ist die Grundlage aller Religion, er ist es, der die Vernunft erhellt, die Begierden läutert, den Menschen stärkt

und in den Dunkelheiten dieses Lebens erleuchtet; er ist der Morgenstern, der der Sonne der Gerechtigkeit vorausgeht; er ist das Wundergestirn, das zum Erlöser führt. Es ist aber durchaus nothwendig, daß man alle Wahrheiten der Offenbarung, wie sie von der Kirche gepredigt werden, im Glauben festhalte [47].

Mit Macht erhebt sich Geiler gegen den herrschenden Unglauben und die Gleichgültigkeit in religiösen Dingen. Nicht Träumereien oder Kindereien sind es, was der Glaube lehrt; seine Grundlagen sind die Wunder, die Glaubenszeugen, die Weissagungen, das Ansehen der heiligen Schriftsteller, die Sorge der Kirche und der Gläubigen für die Reinerhaltung der Lehre, die Vernünftigkeit des Glaubens und die Unvernunft der Irrlehre, und endlich der feste Bestand der Kirche. Gott selbst hat die Kirche so lange Zeit in ihrem Haupt — dem apostolischen Stuhl und der bischöflichen Hierarchie — und in ihren Gliedern, den Gläubigen, erhalten.

Bei den Grundlagen des Glaubens hören wir Geilern auch über die Bibel, das Palladium der späteren Reformatoren, sprechen. Außer den fast an die hundert reichenden Druckausgaben der Vulgata erschienen vor der Reformation mindestens fünfzehn vollständige Bibeln in hochdeutscher und fünf in niederdeutscher Mundart; die Bibel lag nicht unter der Bank, um erst von Luther hervorgezogen zu werden. Geiler empfiehlt seinen Zuhörern dringend und oft die Lektüre der heiligen Schrift, damit sie daraus Furcht Gottes, Scheu vor dem Laster, Liebe zur Tugend, Schreck vor der Hölle, Begier nach dem Himmel lernen. Er trägt kein Bedenken, die heilige Schrift geradezu neben die heilige Eucharistie zu stellen als „ein Gefäß, aus dem man den Quell heiliger Weisheit zum ewigen Leben" trinken soll [48]. Aber man muß sie in der rechten Weise gebrauchen, und hier weicht Geiler von den protestantischen Grundsätzen entschieden ab.

Er mißbilligt die eigenmächtige Auslegung der Bibel. „Was ihnen Stolz, Neid oder andere Leidenschaften eingegeben haben, das übertragen Manche in die Bibel und wollen es da-

raus beweisen, indem sie den Sinn verdrehen. Aber an ihrer Täuschung ist nicht die Bibel Schuld, die von heiligen Lehrern unter dem Beistande desselben Geistes, der die heilige Schrift eingegeben hat, erklärt worden ist. Diesen sollen wir in der Auslegung folgen, nicht unsern eigenen Einfällen. Denn auf solche Weise kann Jeder finden, was ihm lieb ist: die ungeregelten Mönche vertheidigen daraus ihr verkehrtes Leben, Priester die Häufung der Benefizien, Laien ihren Eidbruch und die Verletzung der kirchlichen Immunität. Hält man ihnen ihre Laster vor, so heißt es: „Wir verstehen die heilige Schrift nicht so wie ihr.“ [49]

Wie findet man denn die rechte Auslegung? „Man verlasse sich nicht auf seine eigene Einsicht, sondern prüfe dieselbe an dem Lichte der heiligen Schrift und an der Auslegung heiliger Lehrer: stimmt es, gut! denn alles Wahre muß zusammen stimmen; stimmt es nicht, so befindet man sich selbst im Irrthum, der Satansengel hatte sich in einen Engel des Lichtes verwandelt. Da mögen sich die Waldenser und die ‚vom freien Geiste‘ in Acht nehmen.“ — „Ein wahrer bescheidener Mensch zeucht die heilige Schrift nicht nach seinem Dünken und Anschlag. Das thun die Glaubensketzer, sie wollen ihren Sinn und Meinung nicht der heiligen Schrift unterwerfen, sondern vielmehr die heilige Schrift unter ihren Sinn und ihr Dünken zwingen und sie glossiren und auslegen, daß sie ihren Absichten diene.“ — „Man soll den Quell des Lebens aus dem Kelch der heiligen Schrift trinken, aber nur aus dem Kelche, den der Engel des Herrn reicht. Es gibt Solche, die nach ihrem Gefallen trinken, nicht nach Anordnung der Engel Gottes d. i. der Priester der Kirche, von deren Munde man das Gesetz empfangen soll; sondern die nach ihrem eigenen Sinn zu erklären sich unterfangen, wie die Waldenser, die ‚vom freien Geiste‘, die Böhmen (Hussiten) und sonstige Ketzer.“ [50]

Geiler hat es aber auch noch mit andern ‚Ketzern‘ zu thun, Solchen, „die da nichts halten uf die bibel, sprechen, es sei

fantasei, als man dan des vil thut zu hof, da hab ichs selbst gehört", auch Solchen, die sagen, die Bibel sei wie eine wächserne Nase und lasse sich beliebig drehen und wenden. Und wiederum Andere verkünden: es sei unmöglich, die Gebote Gottes zu halten, der Mensch besitze nicht die Freiheit der Wahl, Gott gebe nicht Jedem die nöthige Gnade. Auch die Vorsehung wird geleugnet, und dafür der Zufall, das Fatum der alten Heiden, oder ‚der lauff der naturen' an die Stelle gesetzt [51].

Gegen alle diese Irrthümer tritt Geiler mit der kirchlichen Lehre und Wahrheit ein, erörtert und vertheidigt die Lehre von der Erbsünde und ihren Folgen, von der Gnade und ihren Kanälen, den heiligen Sakramenten, insbesondere der hl. Eucharistie; er mahnt ab von unnützem Grübeln über die Art und Weise der Gegenwart Christi und empfiehlt die öftere Communion, natürlich mit der rechten Vorbereitung. Vorzügliches Gewicht legt er auf das Bußsakrament; war ja die Beichte bei dem Priester schon dazumal Vielen ein Stein des Anstoßes, und viel besser gefiel ihnen eine bloß innere Buße, ein Bekenntniß vor dem allwissenden Gott allein. Aber Geiler erklärt jede nicht beim rechtmäßigen Priester geschehene Beicht für ungültig, und bemüht sich in jeder Weise, den Widerwillen gegen die Privatbeicht niederzukämpfen. Dann gibt er Anleitung zur Beicht, indem er sich über Reue, Vorsatz, Genugthuung, Besserung des Lebens verbreitet. Daß er schwere und läßliche Sünden auseinanderhält, braucht wohl nicht besonders versichert zu werden. Die läßliche Sünde vergleicht er, nach dem hl. Augustin, einem Kinde, das mit einer Diebesbande verbunden ist, und das die Diebesgenossen durch eine kleine Oeffnung hineinschieben, damit es ihnen von innen die Thüre öffne. Auch eine praktische Anleitung zur Beichte gab er dem Volke in die Hand, indem er ein Werk Gersons über die zehn Gebote, die Beicht und die Kunst gut zu sterben in's Deutsche übertrug und, wie es scheint, in der Weise unserer Broschüren verbreitete. Daß öfterer Empfang des Bußsakraments damals zu den Selten-

heiten gehörte, mag daraus erhellen, daß Geiler es schon zu dem „Oftbeichten“ rechnet, wenn Einer viermal im Jahr oder an jedem hohen Fest sich zum Sündenbekenntniß stellt [52].

An die Buße schließt sich naturgemäß der Ablaß, der am meisten bekämpfte, am besten gehaßte, allerdings auch dem Mißbrauch am meisten ausgesetzte. Geiler definirt ihn genau und richtig: „Ablaß ist Nachlaß einer Schuld. Aber welcher Schuld? Nicht der Todsünde; denn zur Erlangung des Ablasses wird gefordert, daß Einer davon frei sei; nicht der ewigen Sündenstrafe; denn in der Hölle ist keine Rettung; sondern der zeitlichen Strafe, die Einer nach Reue und Beichte, durch welche die ewige Strafe in zeitliche verwandelt wird, noch tragen muß.“ [53] — Doch soll der Mensch darum die persönlichen Bußwerke ja nicht vernachläßigen; denn die Buße, die du selbst leistest, ist viel besser, als jene fremde, die du durch den Ablaß erwirbst. Die eigene Buße ist zugleich eine Sühne für die begangenen Sünden und ein Bewahrungsmittel gegen den Rückfall. Am besten ist, daß man sich beider Hülfsmittel bedient. [54]

Als im Jahre 1500 nach alter Sitte ein Jubiläum verkündigt wurde und Schaaren von Pilgern über die Alpen nach Rom zogen, andere zu Hause den Ablaß zu gewinnen suchten, hielt Geiler eine Reihe von Predigten, die nach seinem Tode lateinisch und deutsch unter dem Titel Peregrinus oder „Christliche bilgerschafft zum ewigen vatterland“ (Basel 1512, Straßburg 1513) durch seinen Schüler Jakob Otther herausgegeben sind. Da heißt es: Wer nicht leiblich hingehen kann, soll eine geistliche Wallfahrt machen; er soll 1) sich durch Reue, Beichte und Communion in den Stand der Gnade setzen; 2) er soll für jede Meile ein Vater unser, also jeden Tag deren sieben, und hie und da noch ein frommes Stoßgebetlein sprechen; 3) wenn er dann nach 21 Tagen in Rom angelangt ist, bleibt er sieben Tage dort und besucht die sieben Hauptkirchen; diesen entsprechen in Straßburg: das Münster mit St. Lorenz, die beiden (Alt- und Neu-) St. Peter, St. Paul zu den Minoriten,

St. Sebastian, heilig Kreuz. Man kann auch in derselben Kirche von Altar zu Altar gehen, oder zu Hause in stiller Kammer im Geiste die Stationen halten, als ob man zu Rom wäre. 4) Nach Verlauf dieser sieben Tage kehrt der Pilger in derselben Weise, wie er hingegangen, wieder zurück, so daß die ganze Pilgerfahrt sieben Wochen dauert. 5) Ist der Pilger vermögend, so kann er täglich, was ihm die Pilgerfahrt kosten würde, an die Armen geben. 6) Wo möglich soll er täglich eine Kirche besuchen und der heiligen Messe beiwohnen. 7) Soll er sich statt der Strapazen der Wallfahrt ein Bußwerk in Fasten, Abstinenz oder sonstigen Abtödtung auflegen. „Ich bin des guten Glaubens, daß eine solche Fahrt im Geiste mehr nützt, als ein körperlicher Gang nach Rom; doch will ich damit Keinen von der wirklichen Wallfahrt abhalten."

Geiler steht also auch im Punkte des Ablasses auf katholischem Boden und im Gegensatz zu den bald kommenden Reformatoren. Das hindert ihn jedoch nicht, in Uebereinstimmung mit den meisten ernstgesinnten Zeitgenossen, die eingeschlichenen Mißbräuche zu betrauern und zu tadeln.

Vom ersten Kreuzzug an war es Sitte geworden, daß Jene, die nicht persönlich an der heiligen Fahrt Theil nehmen konnten, durch Geldspenden oder andere gute Werke sich an dem heiligen Unternehmen betheiligten. Durch solche milde Gaben ist manche Kirche, manches Kloster und Hospital zu Stande gekommen. Aber nun lag der Reiz nahe, diese Geldquelle immer reichlicher fließen zu machen, und schon das vierte Lateran-Concil (1215) hat zu klagen über die allzu große Leichtigkeit, mit welcher Ablässe bewilligt würden. Doch schlimmer war die Einrichtung der umherziehenden Ablaß-Prediger: das Concil von Vienne (1311) muß ihnen verbieten, in ihren Predigten mehr zu sagen, als womit Papst oder Bischof sie bevollmächtigt hätten; die Synode von Ravenna (1311) will aus guten Gründen, daß sie gar nicht predigen, sondern bloß ihre Vollmachten verlesen. Aber die „Quästoren" betrachteten ihr Amt gar zu gern wie ein

Handwerk oder ein Geldgeschäft; und zu ihnen kamen dann noch Abenteurer und Betrüger mit falschen Abläſſen, und beſchwindelten das arme Volk in viel ſchlimmerer Weiſe, als die Quackſalber und Gauner jener Tage.

Wie ſehr Geiler die Auswüchſe des Ablaßweſens bedauerte, zeigen zwei Vorfälle aus ſeiner Predigt-Wirkſamkeit. Im Jahre 1509 ſollte er feierlich einen Ablaß für diejenigen verkündigen, die den Deutſchrittern in Liefland beiſtehen würden. Er verkündigte in trockenen Worten den Ablaß und ſprach dann über einen andern Gegenſtand. Und als man ihn, da man eine Empfehlung des betreffenden Ablaſſes erwartet hatte, dieſerhalb interpellirte, ſagte er etwas mürriſch: „Ich kann nicht immer davon ſprechen, ich habe andere Dinge zu predigen." Nach der Mittheilung Wimphelings hat er ein anderes Mal, wahrſcheinlich im Jahre 1502, vor dem päpſtlichen Legaten Raymond ſein Mißvergnügen mit den gegenwärtigen Zuſtänden und ſeine Befürchtungen für die Zukunft offen ausgeſprochen. Es ſollte, wie ſchon ſo oft, ein Ablaß verkündigt werden, um Beiſteuern gegen die Türken zu erhalten, und der Legat wünſchte für dieſen Ablaß die Empfehlung des berühmten Predigers. „Ich will es thun," ſagte Geiler, „aber wenn die Häupter der Kirche immerfort Geld zum Kriege gegen die Türken begehren, ohne jemals einen Feldzug zu unternehmen, ſo könnte es ihnen, das ſehe ich voraus, einmal gehen wie jenen beiden Knaben, die ſo oft ſchrien: ‚Der Wolf! der Wolf!' ohne daß von demſelben etwas zu ſehen war, und die dann keine Hülfe fanden, als der Wolf wirklich kam." Man ſieht, es waltete auch damals noch gegen Rom daſſelbe Mißtrauen, mit dem Walther von der Vogelweide ſeiner Zeit den Opferſtock begrüßte, der nach des Papſtes Beſtimmung die Gelder für die Befreiung des heiligen Landes aufnehmen ſollte[55]. Den Päpſten des 15. Jahrhunderts aber darf trotz Geilers ſcharfer Kritik die Anerkennung nicht verſagt werden, daß ſie in jener Zeit ſo ziemlich die einzigen waren, die den Halbmond, den Erbfeind der Chriſtenheit, mit Ausdauer bekämpften.

In der Lehre von den guten Werken, die Geiler naturgemäß zahlreiche Male vor seinen Zuhörern erörterte, findet sich auch nicht der leiseste Anklang, vielmehr der vollständigste Gegensatz zu der Lutherischen Sola-Fides-Theorie. „Der Herr hat genug und übergenug zu unserm Heile gethan, aber von Sündenschuld werden nur diejenigen befreit, welche die Handschrift des Leidens Christi sich aneignen durch Betrachtung, Danksagung, Nachahmung.“ [56] Unter den guten Werken ist es besonders Fasten und sonstige Abtödtung, die Geiler nach dem Vorgange Christi und der Heiligen empfiehlt, wobei er nur bedauert, daß so viele Christen zwar die vierzigtägige Fasten halten, aber unausgesöhnt mit Gott, da sie erst am Schlusse der Fastenzeit ihre Sünden zu beichten pflegen. So erwerben sie, obgleich sie das Kirchengebot beobachten, doch keine Verdienste vor Gott [57].

Es bedarf nicht der besonderen Bemerkung, daß Geiler in Bezug auf die andern Sakramente, in Bezug auf die Heiligung durch Gebet und Beiwohnung des Gottesdienstes, sowie durch Vorbereitung auf einen christlichen Tod, in Bezug auf die Verehrung der Heiligen, wie auf die Fürbitte für die Verstorbenen ganz auf katholischem Boden stand. Er will, daß bei öffentlichen Gebeten und beim Gottesdienste die ganze Gemeinde der Gläubigen sich dem Klerus anschließe, aber auch die Privatgebete wünscht er in der Kirche und besonders vor dem heiligen Sakramente verrichtet. Nun würde es gewiß merkwürdig erscheinen, wenn Geiler, der strenge Beobachter und Richter, nicht auch an dieser Stelle auf Mißbräuche und verwerfliche Besonderheiten sollte gestoßen sein. Er tadelt Solche, die da sonderbare Sitten einführen mit Armausstrecken, mit Niederwerfen, die da mit allerhand Gebetszeichen, großen Rosenkränzen u. dgl. aufziehen, wie denn die Begutten mancherlei Arten von Rosenkränzen mitbringen, damit man auch auswärts schon ihre Andacht wahrnehme. Sie müssen auch ihre besonderen Gebetsformeln haben; da heißt es: „Ich wil beten in unser Frawen rosenkranz und in Unser Frawen mantel, und dem heiligen das

und dem das, und in aller heiligen buntschuh so viel, und ist on end." [58] — Alle ordentlichen Christen knieen mit beiden Füßen nieder, nur nicht die närrischen Christen, die sich schämen und nur auf einem Knie niederknieen, wobei dann wohl noch der Degen sich seitwärts spreizt und Andern im Wege steht [59].

Bilder sind für den gewöhnlichen Mann wichtig, indem sie ihm Gebet- und Unterrichtsbuch ersetzen. „Kanst weder schreiben noch lesen, so nim ein gemalten brief für dich, daran Maria die muter Gots und Elisabeth gemalt ston als sie zusamen kumen seind und Maria Elisabeth gegrüßet hat in Zacharias huß, du kaufest einen umb ein pfennig; thu zu dem ersten eins, sitz nider und sihe den brief an und gedenk daran, wie sie frölich gewesen sein, und erkenn das im glauben, darnach wan du es erkant hast, so hab ein gefallen daran. Zu dem dritten darnach so erzög dich gegen inen in üßerer ererbeitung, küß die bild an dem brief, neig dich vor irem bild oder knüw dafür nider und ruff sie an oder gib einem armen menschen ein almusen um iret willen, das ist geeret Maria die muter Gots und ir mum Elisabeth." [60]

Im Uebrigen stimmte auch das Verhalten Geilers zu seinen Lehren. Einige Jahre vor seiner Ankunft in Straßburg machte er mit mehr als hundert Personen eine Wallfahrt nach Maria Einsiedeln; bei dieser Gelegenheit besuchte er auch den gottseligen Bruder Nicolaus von der Flüe, für den er sein ganzes Leben hindurch große Verehrung bewahrte. Nach langen Jahren erzählte er auf der Kanzel: „Es ist 32 Jar, darunder nit, da was ich einmal bei bruder Niclausen in Schweizerland, da fragt ich in: ‚Lieber Niclaus, ir füren ein streng leben, als man sagt, mee dan kein kartüser noch kein geistlicher; förchten ir nit das ir irren oder felen?‘ Er antwurt und sprach: ‚wan ich hab demut und den glauben, so kan ich nit felen.‘" [61] In gleicher Weise begab sich Geiler als Pilger zum Grabe der hl. Maria Magdalena nach St. Baume bei Marseille, wo man, nach der Orts-Tradition, einen von den Krügen der Hochzeit zu Kana aufbewahrte.

Nach dem Bericht seines Lebensbeschreibers hielt er jeden Morgen vor Darbringung des heiligen Meßopfers eine Betrachtung über das Leiden Christi, und hatte zur besseren Uebung dieser Meditation an der Wand seines Zimmers Darstellungen des bitteren Leidens angebracht. Solchen frommen Brauch, sowie den richtigen Gebrauch des Weihwassers in den christlichen Häusern pflegte er dringend zu empfehlen. Ebenso soll man „mit einem guten christenlichen glauben zum lob Gots“ gesegnete Palmzweige und Osterfeuerbrände gebrauchen, auch bei Unwetter mit den Glocken läuten, denn das sind „die trummeten Gotes“. In Frankreich, so bemerkt er bei dieser Gelegenheit, und droben im Land (im Oberelsaß und der Schweiz) da geht man dem Wetter entgegen mit dem heiligen Sakramente; in Schwaben muß der Priester vor's Dorf hinausgehen und das Evangelium: Im Anfang war das Wort, gegen das Ungewitter sprechen[62].

VIII.

Ein Priester nach dem Herzen Geilers. Eine verunglückte Klosterreform.

Bis dahin betrachteten wir Geiler in seinem öffentlichen Leben und sahen ihn arbeiten an jener Reform, die sein theuerster und liebster Gedanke war, indem er alle Mißbräuche durch die Predigt der rechten katholischen Lehre bekämpfte. Wir haben ihn nun noch mehr in der Nähe, in seinem vertrauten Leben, zu beobachten, und auch hier sehen wir ihn einen ebenso gedeihlichen Einfluß ausüben wie auf der hohen Kanzel des Münsters, die eigens für ihn angeschafft war und vom Volke „die doctors canzel“ genannt wurde. Gewiß, wenn irgend ein Mann befähigt war, sein Zeitalter auf der abschüssigen Bahn einen Moment aufzuhalten, so war es Geiler, wenigstens in Straßburg. Denn sein Einfluß war unermeßlich, und der gesunde Theil der Bevölkerung war ihm mit Leib und Seele ergeben. Und ebenso

war es in dem übrigen Elsaß; alle berühmten Schriftsteller dieses Ländchens: Wimpheling, Beatus Rhenanus, Thomas Wolf, Sebastian Brant und viele Andere, machten sich eine Ehre daraus, seine Freunde und Schüler zu sein. Auch weiterhin im Reiche war sein Ruhm groß: Gabriel Biel, der berühmteste Vertreter der Scholastik in jenen Tagen, verehrte ihn gerade so wie Reuchlin, der berühmte Humanist.

Obenan unter den edlen Freunden steht Peter Schott und seine Familie. Wir sahen bereits, wie Gott sich der frommen Gattin dieses Straßburger Ammeisters bediente, um Geiler in seinen Wirkungskreis zu führen; seit dieser in Straßburg war, schlossen sich engere Beziehungen zwischen ihm und dieser echt christlichen Familie. Peter Schott war unbestreitbar die erste Persönlichkeit des Freistaates am Ausgang des 15. Jahrhunderts: viermal verwaltete er den Posten eines Ammeisters; unter ihm wurde die letzte Verfassung Straßburgs im Jahre 1482 festgesetzt; als Stadtvorsteher, wie als Diplomat und Krieger, diente er seiner Vaterstadt stets ehrenvoll im Rath wie im Feld, und sein Name ist mit allen wichtigen Ereignissen der städtischen Geschichte enge verbunden. Als eifriger Christ hatte er den Hauptantheil an der Errichtung und Erhaltung der Predigerpfründe; und die Kapelle von St. Laurenz, erbaut in der Zeit, da Schott Fabrik-Verwalter des Münsters war, ist ein Denkmal seines Eifers und seiner Frömmigkeit.

Die Familie Schott gehörte zwar nicht dem eigentlichen Adel, aber doch den ersten Straßburger Patriziern an; Glieder derselben erscheinen seit 1237 im großen Rathe der Republik, Verbindungen mit dieser Familie waren sehr gesucht. Drei Töchter unseres P. Schott heiratheten in die ersten Familien des Landes hinein, die jüngste, Anna Schott, nahm das Kleid des hl. Dominikus im Kloster St. Margareth zu Straßburg. Peter Schott hatte nur einen einzigen Sohn, desselben Namens, geboren zu Straßburg am 10. Juli 1460. Selbst mit Staatsangelegenheiten überhäuft, vertraute der Vater die Erziehung

des einzigen Erben seines Namens einem gelehrten und frommen Geistlichen, Johann Müller von Rastadt. Dieser begleitete seinen Zögling an die berühmte Schule zu Schlettstadt, die damals von Ludwig Dringenberg, einem Zögling der Brüder vom gemeinsamen Leben, geleitet wurde, und an der Wimpheling, Crato von Udenheim und die Blüthe der elsässischen Jugend ihre Bildung erhielten; später nach Paris, wo P. Schott Logik, Physik und Ethik studirte und jenen Johann Scriptoris von Kaisersberg als Professor wieder fand, der mit Geiler in Freiburg studirt hatte. Schließlich begaben Erzieher und Zögling sich auf die berühmte Universität Bologna, wo Schott Poetik, Beredsamkeit und Geschichte studirte und mit dem Civilrecht begann. Nachdem dann sein Studium durch die Pest und die Unruhen in Italien ein Jahr lang unterbrochen war, begab er sich Ende 1479 abermals nach Bologna, dießmal, da der neunzehnjährige Jüngling Charakterstärke genug besaß, ohne den Lehrer seiner Jugend. Aber er war nicht ohne Rath und Leiter: Geiler war eben in Straßburg angekommen und nahm als Freund des Vaters die Leitung des jungen Akademikers in die Hand. Es entwickelte sich zwischen Geiler und dieser reinen jungen Seele ein sehr interessanter Briefwechsel, von dem wir im Folgenden einige Bruchstücke mittheilen.

Geiler hatte dem jungen Manne verschiedene Lebensregeln gegeben und die zahlreichen Gefahren, welche seiner Tugend drohten, mit einem Bienenschwarme verglichen. „Die Bienen, von denen Du sprichst," schreibt der junge Mann in zierlichem Latein zurück, „sind zahlreicher, als Du glauben solltest; je mehr man sie verscheucht, um so heftiger dringen sie ein. Flucht ist mein einziges Hülfsmittel; und wenn ich mich ihrer erwehrt habe, schließe ich sorgfältig die Fenster, um ihnen den Zugang zu meinem Zimmer zu versperren; ich mißachte ihren Honig, da ich ihren Stachel fürchte." Am Schlusse des Briefes bittet er den älteren Freund, er möge zu Gott beten, daß dieser ihm Erleuchtung über seine Standeswahl verleihe.

In einem anderen Briefe rührt er mit leiser Hand an Geilers allzu strenge Arbeitslust. „Ich weiß wohl, daß mein Brief Dich mitten in Studium und Predigten treffen wird; aber das gerade gibt mir den Muth, Dir freimüthiger zu schreiben: ich wollte durch meine Kleinigkeiten Deinen Geist, dem Du nicht die mindeste Muße gönnest, etwas abspannen." Dann erinnert er ihn an das einschlägige Beispiel des Sokrates und fährt fort: „Ich hoffe, die dießjährige Faste wird Dir wegen der Dispens von Butter und Eiern weniger beschwerlich sein; denn Du wirst doch wohl nicht auf Grund Deiner stoischen und unerschütterlichen Grundsätze diese Vergünstigung von der Hand weisen, sondern wirst Dich für Deine Arbeiten erhalten. Sonst, fürchte ich, handelst Du gegen die Meinung des hl. Hieronymus, indem Du ein geringeres Gut dem größeren vorziehest; denn schließlich kann ein Jeder fasten, aber wie kannst Du, an Körperkräften erschöpft, Deinem Predigerberuf nachkommen? . . . Oft preise ich das Loos meiner Landsleute, daß Gott ihnen einen solchen Lehrer gegeben hat, besonders wenn ich die Prediger höre, mit denen Italien stolzirt. Zumeist allerdings beredt und kenntnißreich, suchen sie nur Lob und Volksgunst, und lassen ihr Gedächtniß und ihren Geist glänzen. Sie predigen nicht das Evangelium und die heiligen Väter, sondern ein breites Gewebe aus Philosophen und Dichtern. Um sich zu zeigen, reizen sie sich gegenseitig mit Schimpfen, fordern sich zum Disput heraus, nennen sich Ketzer, und decken sich nicht mit ihrer Rechtgläubigkeit, sondern mit der Gunst ihrer Mitbürger. Weil Du Solches verschmähest, so bist Du ein wahrer Prediger des Evangeliums. Aber darum sollst Du Dich auch Deinen Zuhörern so lange als möglich erhalten."

Nicht lange darnach vertauschte der junge Schott die Universität zu Bologna mit der von Ferrara, nachdem sein Vater ihm gestattet hatte, Theologie zu studiren. „Ich werde," schreibt er, „mich mit Eifer diesen Studien hingeben, für die ich immer Zuneigung hatte. Und nun bitte ich Dich, Du wollest meine

Studien, wie Du so weise angefangen hast, bis zur Vollendung leiten." Bald spricht er sich deutlicher aus: er sucht ein stilles und friedliches Leben, fern von den rauschenden Vergnügungen der Welt und von allen Sorgen, die nicht Gott zum Endziel haben. „Noch habe ich," schreibt er an Geiler, „kein Gelübde gemacht, habe nicht versprochen, Mönch zu werden; und weil ich Theologie studire, brauche ich doch noch nicht Priester zu werden. Aber dieses Studium scheint mir am besten zu dem stillen Leben zu stimmen, das ich träume. In welchem Stande ich dieses Leben finden werde, das soll mir Gott noch offenbaren." Geiler, der dem theuren jungen Freunde die Wege zum Studium der Gottesgelehrtheit gebahnt hatte, erkannte sicherlich dessen Beruf zum Priesterthum, dem aber der Vater Schott mit aller Macht sich widersetzte.

Doch gestattete der Letztere seinem Sohne, für einige Monate nach Rom zu gehen. Der Jüngling wollte die ewige Stadt doch wenigstens sehen, ehe sie, sagte er, von den Türken eingenommen würde. Hier empfing er, allem Anscheine nach ohne Wissen seiner Eltern, die geistliche Tonsur. Abermals vertrieben ihn die Pest und Kriegsunruhen aus Italien. Als Doktor beider Rechte kehrte der einundzwanzigjährige Jüngling nach Straßburg heim. Nach einem Sommeraufenthalt in Wildbad, von wo er an Geiler, der zur selben Zeit in Baden die Brunnenkur durchmachte, mehrere Briefe richtete, lebte er dann glücklich im elterlichen Hause mitten unter seiner Familie und seinen Freunden, einzig nach seinen Büchern verlangend, die er vor seiner Abreise aus Italien bereits nach Venedig vorausgeschickt hatte.

Er hatte von seinen Eltern die Erlaubniß erhalten, nach einigen Monaten wiederum zum Studium der Theologie abzureisen. Um nicht müßig zu sein, half er seinem Vater bei dessen verwickelten Geschäften, vertrat ihn auch bei dessen Abwesenheit. Aber solche Beschäftigungen sprachen ihn nicht an und brachten seine lange erwogenen Entschlüsse in Betreff seiner

Standeswahl zur Reife. Er theilte sie seiner frommen Mutter mit; er suchte in sanfter Weise den Vater von den städtischen Affairen abzulenken; doch seine Lage wurde immer schwieriger. Denn der Ammeister hatte sich Rechnung auf seinen einzigen Sohn gemacht, ohne Zweifel gedachte er diesem die hohe Stellung zu übermachen, die er sich durch Talent und Thätigkeit geschaffen hatte; die Verdienste des Sohnes versprachen den Glanz des Hauses noch zu erhöhen. So groß auch die Tugend eines Mannes ist, er opfert nicht ohne einiges Murren solche lang gehegte und geliebte Pläne. Nun beklagt sich zwar der junge Schott in seinen Briefen niemals über seinen Vater; aber nachdem die Probe überstanden ist, zeigt sich in der Lebhaftigkeit seiner Freude die Größe seiner früheren Seelenleiden.

„Gott hat mir endlich seine Güte offenbart," so schreibt er nach Ferrara an seinen Freund Bohuslas, „er hat meiner Mutter die Gesundheit wieder gegeben und meinem Vater Nachgiebigkeit, so daß er jetzt meine Pläne nicht bloß billigt, sondern sogar begünstigt und belobt. Da er sieht, wie wenig Anerkennung er nach allen seinen Arbeiten bei seinen Mitbürgern findet, so sieht er sich zu dem Geständniß gedrängt, glücklicher sei doch, wer sein Vertrauen auf Gott, als wer es auf Menschen setzt. So bin ich denn glücklich und ruhig, meine Mußestunden weihe ich meinen Büchern, die eben angekommen sind, den größten Theil meiner Zeit aber widme ich meinem Vater, dem meine Gegenwart mehr Freude macht, als meine Arbeit ihn erleichtert."

Wenn in diesem Schreiben Schott von Geiler auch keine Erwähnung thut, wir können schon ahnen, wie oft er den jungen Mann ermuthigen und trösten, die Zaghaftigkeit der Mutter anfeuern und mit ernsten und christlichen Worten dem Vater zusprechen mußte. Er erreichte es, und bereicherte so die Kirche und die Stadt Straßburg mit einem heiligen Priester[63].

Einmal der Zustimmung seiner Eltern versichert, voll von Dank gegen ihre Nachgiebigkeit, eilte P. Schott keineswegs, sie

zu verlassen. Er blieb den Winter über; mittlerweile suchte man ihm ein Benefizium zu versorgen; am 20. Dezember 1482 empfing er die Priesterweihe, bald darnach wurde ihm auf die Fürsprache des Thomas Wolf hin ein Kanonikat an Neu-Sankt-Peter übertragen.

Die Beziehungen des jungen Kanonikus zu Geiler gestalteten sich immer freundlicher und enger; er wurde dessen getreuester Helfer und der Vertraute seiner geheimsten Gedanken. Wir sahen ihn Theil nehmen an den umfangreichen Reformversuchen Geilers und in seinem Namen den Nuntius consultiren.

Ende 1483 oder zu Anfang des folgenden Jahres finden wir P. Schott mit einer Angelegenheit beschäftigt, die allzu charakteristisch für jene Zeit ist, als daß wir sie hier übergehen könnten. Es handelt sich um eine verunglückte Klosterreform, deren Verlauf so recht überzeugend nachweist, mit welchen großen Schwierigkeiten die Kirche zu kämpfen hatte, wenn sie das Klosterleben zu der alten Ordnung zurückzuführen versuchte.

Auf dem rechten Rheinufer, Basel gegenüber, erhob sich einst das Kloster Klingenthal, dessen noch vorhandene Gebäulichkeiten jetzt verschiedenen weltlichen Zwecken dienen. Dieses Gotteshaus war elsässischen Ursprungs. Nach der Chronik der Dominikaner zu Gebweiler gründeten im Jahr 1233 vier fromme Frauen von Mülhausen ein kleines Kloster am östlichen Abhang der Vogesen, südlich von Colmar, im Dorfe Hüsseren, und weihten es dem hl. Leonhard; Papst Innocenz IV. bestätigte die Stiftung am 19. September 1244. Neun Jahre später verlegten die Nonnen ihre Niederlassung in das Dorf Pfaffenheim; und nachdem dann der berühmte Minnesänger Walther von Klingen, ein Freund des Rudolf von Habsburg, ihnen Grundstücke in dem schönen Wehrathal geschenkt hatte (1256), verließen die Nonnen Elsaß und zogen nach diesen ihren neuen Besitzungen. Doch noch einmal mußten sie in Folge eines

Krieges auswandern und verlegten nun ihr Kloster, das sie nach dem Namen ihres Wohlthäters Klingenthal genannt hatten, definitiv nach Klein-Basel, das zur Diözese Konstanz gehörte*).

Durch reiche Zuwendungen der Gläubigen und des Klerus war Klingenthal im 15. Jahrhundert die glänzendste Abtei von Basel geworden; die edelsten Familien von Basel, im Breisgau und Ober-Elsaß sind unter den Wohlthätern verzeichnet; Herzoge von Oesterreich, Könige, Kaiser und Päpste nahmen das Kloster in ihren besonderen Schutz. Das Haus indeß machte sich solcher Begünstigung keineswegs würdig. Noch im 14. Jahrhundert blühten hier die mystischen Lehren, die Schwestern standen mit dem berühmten Heinrich von Nördlingen in Verbindung. Im folgenden Jahrhundert begann der Verfall mit raschen Schritten. Die Nonnen entzogen sich der Aufsicht der Dominikaner und wurden von Papst Eugen IV. unter die Bischöfe von Konstanz gestellt; der Gegenpapst Felix V., das Concil von Basel, die päpstlichen Legaten gewährten ihnen Gunst auf Gunst, Alles im Sinne einer immer größeren Freiheit. Die Früchte eines solchen Verfahrens blieben nicht aus.

Während der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zeigt uns die Geschichte Klingenthals das traurige Schauspiel von immer erneuten, aber stets vergeblichen Versuchen, das Kloster zu reformiren. Der Senat von Basel mischte sich hinein; denn die Nonnen verschenkten sogar Wein, eine Beeinträchtigung des städtischen Gewerbes. Papst Nikolaus V. gab sich vergebens Mühe, Ordnung im Kloster herzustellen, Pius II. betraute

---

*) Noch findet sich in den Ruinen von Klingenthal ein Grabmal, das die Ruhestätte einer Tochter des Walther von Klingen bezeichnet, mit der Inschrift, die ohne Zweifel der dichtende Vater verfaßt hat:

Von Baden margravinne
vrowa Clara rowit hinne (ruht hier).
Von Klingen ist ir vater ginant.
Nu breche Gott ir selin bant.

(1456) mit dieser Sorge den Bischof von Basel und einige benachbarte Aebte, denen er später noch den Bischof von Konstanz beigesellte. Aber die Gleichgültigkeit des einen, die Nachgiebigkeit des andern und vor Allem die Ränke der Klosterfrauen vereitelten das ganze Unternehmen.

Doch so wollte der Senat von Basel sich nicht abspeisen lassen; im Februar 1462 wandten Magistrat, Senatoren und eine beträchtliche Anzahl von Mitgliedern des Adels sich schriftlich an den Papst: er möge neue Commissarien ernennen, die ausreichende Vollmacht besäßen und selbst den weltlichen Arm zu Hülfe rufen dürften, mit dem Auftrage, in Klingenthal die Regel wieder herzustellen und das Haus unter die Leitung der Dominikaner zu bringen. Zu Commissarien schlugen sie vor: den Bischof zu Basel, dann Johann Creutzer, früher Pfarrer am Straßburger Münster, damals Rektor der Basler Universität, und einen gewissen Peter zum Luft. Zugleich rief der Senat die Unterstützung des Nikolaus von Cusa an, der das Klosterleben in Deutschland mit Macht reformirte.

Ungeachtet des Protestes, den der Bischof von Konstanz erhob, ernannte Pius II. die von den Baslern bezeichneten Commissare; aber auch dießmal geschah nichts. Unterdeß wuchs das Uebel; als im Jahr 1466 eine Feuersbrunst das Kloster ergriff, schob die allgemeine Volksstimme diese Brandstiftung einer Nonne zu, die mit Gewalt festgehalten wurde und sich durch dieses Verbrechen die Thüren öffnen wollte. Der Weinverschleiß dauerte fort, und solchen Unordnungen gegenüber zeigte der Bischof von Konstanz eine bedauerliche Schwäche.

Indeß verloren die Dominikaner dieses Haus, das so lange ihrem Orden unterworfen war, nicht aus dem Auge; sie arbeiteten dahin, daß ihnen die lang ersehnte Reform übertragen wurde und gewannen dafür auch den Senat von Basel. Doch zunächst glückte es noch einmal den Ränken der Nonnen und des Konstanzer Bischofs, den Sturm abzuschlagen. Noch im Jahr 1476 bestätigte Papst Sixtus IV. alle Privilegien, die

dem Kloster Klingenthal von Eugen IV., Felix V. und dem Basler Concil bewilligt waren. Aber schon im folgenden Jahr schickte der mittlerweile besser unterrichtete Papst nach Basel einen Legaten, der sich mit dem Senat verständigte; am 4. August 1477 entzog eine päpstliche Bulle das Kloster der Oberleitung des Bischofs von Konstanz; der Provinzial der reformirten Dominikaner in Deutschland ward mit der Einführung der Ordensregel beauftragt. Dießmal waren die Gegenbemühungen des Bischofs von Konstanz vergeblich, der Papst hielt seine Entscheidung aufrecht und rief die Hülfe des Senates und des Bischofs von Basel, sowie diejenige des Landvogtes von Ober-Elsaß, Wilhelm von Rappoltstein, an.

Nunmehr hatte der Papst gefunden, woran es der Kirche in jenen trüben Zeiten so sehr gebrach, einen Mann, der fähig war, seine Absichten durchzuführen. Der Provinzial der Dominikaner, Jakob von Stubach, war in der That eine erlesene Natur, wunderbar angelegt für den Kampf, mit unbezähmbarer Energie eine große Thätigkeit und eine vollendete Klugheit vereinigend. Auf sein Betreiben erklärten sich der Senat von Basel, der Landvogt von Elsaß und mit diesem noch der Markgraf Rudolf von Hochberg bereit, den Anordnungen des Papstes nachzukommen und seinen Commissar zu beschützen. Noch handelte es sich um die Kosten des Unternehmens. Das Dominikanerkloster, das Stift St. Leonhard und einige Edelleute verpflichteten sich, die Stadt Basel für alle deßfallsigen Unkosten schadlos zu halten. Nun erst setzte der Basler Senat den Papst in Kenntniß, er nehme den päpstlichen Auftrag an, ohne sich indeß zu verhehlen, daß daraus große Gefahren für den Freistaat entstehen könnten. In unseren Tagen ist man versucht, über solche Vorsichtsmaßregeln und Befürchtungen zu lächeln; es scheint uns, man habe einem einfachen Frauenkloster zu viel Ehre angethan; die Folge wird zeigen, daß Senat und Provinzial das schwierige Terrain recht gut erkannten.

Am 8. Januar 1480 begann der Kampf, der zwei Jahre dauerte, und in den schließlich nicht nur die Stadt Basel, sondern auch die Schweizer Kantone, der Herzog von Oesterreich, der Kaiser und der Papst hineingezogen wurden. An dem bezeichneten Tage rief Jakob von Stubach mehrere Stiftsherren von St. Leonhard, die ältesten Augustiner, Dominikaner, Franziskaner und Karthäuser Patres aus den Basler Klöstern, den alten Bürgermeister Peter Roth, mehrere Senatoren, den Beauftragten des Landvogts von Elsaß und den Dr. Johann Kreideweiß[64] zusammen. Mit diesen begab er sich nach Klingenthal; auf seine Bitte wandte sich P. Roth an die Nonnen und brachte sie nach verschiedenen vergeblichen Versuchen endlich dahin, sich zum Kapitel zu vereinigen, um die Mittheilungen des Provinzials entgegenzunehmen. Nun erfolgte ein wüster Auftritt. Aller Würde vergessend, antworteten die Schwestern, die doch zumeist adelichen Familien angehörten, auf diese Eröffnungen nur mit Geschrei und Schimpfen; als der Provinzial die päpstliche Bulle lesen ließ, unterbrachen sie den Vorleser, liefen in's Refektorium und sangen: Circumdederunt me viri mendaces. Im Angesicht solchen Skandals wandte sich der Provinzial an die gegenwärtigen Senatsmitglieder, sie möchten die widerspänstigen Nonnen einsperren und, bis sie sich unterwerfen würden, ihre und des Klosters Güter mit Beschlag belegen. Die Senatoren jedoch wagten nicht so weit zu gehen, sondern beschränkten sich darauf, Posten an die Thore zu stellen, damit die wüthenden Weiber nicht durchbrächen. Am 10. Januar ließ der Senat sie einsperren und bewachen, und da sie nur dem Bischof von Konstanz gehorchen wollten, nahm man ihnen mit Gewalt den Hausschlüssel.

Das ist der notarielle Bericht. In seinem Schreiben an den Papst fügt der Provinzial hinzu, daß die Nonnen sich nicht auf Schreien und Schimpfen beschränkt hätten; eine hätte sich mit einem Bratspieß, die zweite mit einem Prügel, die dritte mit einem Säbel bewaffnet und gedroht, das Kloster anzuzün-

den, und hätten die Mönche erwürgen wollen. Ihrerseits erzählten die Schwestern und berichteten nach Rom, man habe sie unwürdig behandelt und halb todt gemacht.

Nun berief der Provinzial aus dem Kloster Engelporten zu Gebweiler dreizehn Ordensschwestern und führte sie feierlich am 13. Januar in Klingenthal ein. Man lud die früheren Schwestern zum Kapitel ein, bot denjenigen, die sich der Reform nicht unterwerfen wollten, den Austritt an. Alles vergebens. Da constatirte der Provinzial ihre Hartnäckigkeit, setzte alle Würdenträgerinnen ab, bestimmte eine neue Priorin und ernannte zwei neue Beichtväter. Tags nachher schrieb er an den Papst, nie habe ihm eine Sache so viel Sorgen gemacht; ohne Hülfe des Papstes werde er zweifellos unterliegen; für sein Vorgehen und das Benehmen der Nonnen beziehe er sich auf das Zeugniß der Basler Senatoren.

Nur zwei von den Nonnen unterwarfen sich; die anderen blieben hartnäckig, regten ihre Familien und den Adel des Landes auf und appellirten an den Bischof von Constanz und den Propst von St. Peter, ihren sogenannten Conservator. Beide nahmen sich unter Mißachtung der päpstlichen Bulle der Sache an. Nun zeigte sich, daß Gewalt und Ueberredung nichts fruchteten; Bischof und Senat von Basel, sowie auch der Markgraf Rudolf erachteten, es sei besser, zu unterhandeln; unwillig gab auch der Provinzial nach, besonders deßhalb, weil die aufrührerischen Schwestern drohten, über die Klostermauern zu springen, wenn man sie nicht hinausgehen ließe. So kam denn ein Vergleich zu Stande: die alten Schwestern sollten Rechnung ablegen und das Klostereigenthum zurückgeben; dafür sollten sie ihr Eingebrachtes wieder erhalten und damit zu ihren Familien oder in andere Klöster gehen; ein Jahr lang sollte ihnen die Rückkehr nach Klingenthal offen stehen, natürlich wenn sie sich der Reform unterwürfen. Alles Geschehene sollte vergeben und vergessen sein. Montags vor Lichtmeß wurde der Vergleich geschlossen und von Allen, 37 an der Zahl, angenommen und be-

siegelt. Aber alsbald verschwanden nun Besitztitel, Geld und das kleine Siegel des Klosters.

Der Papst bestätigte die Reform von Klingenthal; der deutsche Kaiser Friedrich III. nahm die Priorin des Klosters und die neuen Schwestern unter seinen Schutz. Das beschwerliche Werk Jakobs von Stubach war vollendet, weil Kirche und Staat sich zur glücklichen Stunde die Hand gereicht hatten. Aber nun zeigten sich die größten Uebel der damaligen Zeit: die Schwäche der Reichsmacht, die Gewalt des Adels, die Selbstsucht des Bürgerthums und die wirkliche Ohnmacht des von Allen verlassenen Papstthums. Und hier lernt man schon die Kirche entschuldigen, wenn sie die verlangte Reform nicht zur Zeit durchgeführt hat.

Die ausgetriebenen Nonnen wollten nicht nach Klingenthal zurückkehren, das adelige Blut mochte sich weder den bürgerlichen Oberinnen, noch der Reform unterwerfen. Sie begannen sich auf dem Grund und Boden des Herzogs von Oesterreich niederzulassen, lebten bald auf Klingenthaler Besitz, bald anderswo. Einige traten in andere Häuser ein, ein kleiner Theil ging nach Klingenthal zurück; aber die Mehrzahl führte ein gar wenig klösterliches Leben, zog umher in der Klosterkleidung, ließ sich die Klosterpächte und Renten auszahlen und quittirte vermittelst des mitgenommenen Siegels. Mittlerweile schleuderten der Bischof von Constanz und der Propst von St. Peter einerseits, der Provinzial andererseits Interdict und Excommunications-Drohungen. Es waren aber nur Scharmützel, der eigentliche Krieg wurde in Rom geführt.

Dort hatten die Dominikaner an mehreren Kardinälen starke Stützen, und es gelang ihnen für's erste, alle Umtriebe ihrer Gegner zu vereiteln. Am 7. April bestätigte Sixtus IV. die frühere Bulle; vergebens versprachen die früheren Nonnen dem Propst von Ansoldingen eine schwere Summe, wenn er es erreichte, daß diese Bulle durch eine neue Bulle widerrufen würde; vergebens appellirte der Constanzer Bischof von dem

gegenwärtigen Papste an den zukünftigen; gegen eine jährliche Rente von fünf Gulden, die ihm das Kloster bezahlen sollte, zog er sich gänzlich von der Sache zurück. Und da er bald starb und sein Nachfolger den Vertrag nicht anerkennen wollte, so wagte man 900 Gulden daran, um auch dessen Widerstand zu überwinden.

Als nun von dieser Seite nichts mehr zu hoffen war, wandten sich die Nonnen an Sigismund von Oesterreich, schmeichelten ihm als ihrem Beschützer und versprachen achttausend Gulden. Dafür nahm er die Sache in die Hand, und zog zuerst den Grafen Oswald von Thierstein heran. Unter dem Vorwande, seine Vorfahren hätten Klingenthal gegründet, beanspruchte dieser, daß keine wichtige Aenderung ohne sein Vorwissen vorgenommen werden dürfe; trotz der päpstlichen Befehle bemächtigte er sich der Klostereinkünfte und zahlte sie den früheren Nonnen aus. Vergebens trat Kaiser Friedrich III. mit Befehlen und Verboten ein, er konnte sich keinen Gehorsam verschaffen.

Zum Unglück mußte Jakob von Stubach, die Seele der ganzen Reform, damals Basel verlassen und sich zum Generalordenskapitel begeben. Sigismund dagegen ging rücksichtslos vorwärts. Er hetzte einen Raubritter von der Sorte, wie sie damals häufig war, gegen die Beschützer Klingenthals auf, und dieser Raubritter schickte den Dominikanern sowohl als dem Baseler Senat eine Kriegserklärung in aller Form zu. Da nahm der Eifer der Baseler bald in bedenklicher Weise ab. Was kümmerte sie denn schließlich Klingenthal und seine Klosterreform? Sie verweigerten den Dominikanern ihren Schutz und versteckten sich dem Raubritter gegenüber hinter die Anordnungen des Papstes und des Kaisers. Das kümmerte den Raubritter sehr wenig, und er legte Hand an zwei Bürger von Basel, die nach Mülhausen gingen. Darüber legten sich die Schweizer Kantone in's Mittel, und so kam es endlich dahin, daß diese Kantone und Herzog Sigismund die Sache zwischen beiden Parteien vertragen sollten.

Als der Wind sich so günstig schwenkte, wurden die Nonnen doppelt kühn; sie wiesen als parteiisch alle Mitglieder des Senates zurück, die bei der Reform betheiligt gewesen waren. Sie sprachen davon, daß sie sich dem Papst unterwerfen und nach Klingenthal zurückkehren wollten; und dann, so setzten ihre Freunde hinzu, müsse man ihnen ihr Kloster wieder geben, wäre es auch nur, um sie vor dem ewigen Verderben zu bewahren; freuten sich ja doch die Engel des Himmels über einen bekehrten Sünder mehr als über neunundneunzig Gerechte u. s. w. Unterdessen wurden Sigismund neue Versprechungen gemacht und notariell bestätigt.

Die Dominikaner ihrerseits setzten Alles in Bewegung, um sich selbst und Klingenthal zu schützen; sie zogen sogar den gottseligen Nicolaus von der Flüe heran, der beim Herzog von Oesterreich für sie zu wirken versprach. Aber Alles vergebens: am 11. März 1482 entschieden zu Basel die Bevollmächtigten Sigismunds und der Schweizer die Sache zu Gunsten der früheren Nonnen; eine Deputation sollte den Papst bitten, dieselben wieder in Besitz zu setzen und unter die Obhut von Geistlichen zu stellen, die weder Dominikaner noch Franziskaner sein dürften. Ein Commissar sollte die Finanzfrage regeln.

Von jetzt ab war Alles verloren. Die Dominikaner unterwarfen sich ungern und mit Protest; die Baseler ließen sich damit trösten, daß man von ihnen keinen Ersatz fordern werde, sondern nur von den Dominikanern. Und Rom? Im Namen Sigismunds und der Conföderirten begab sich der Propst von Feldbach dorthin, und der Papst, gänzlich ermüdet, beauftragte den Bischof von Basel und den Prior der Benediktiner zu Morteau, den Baseler Entscheid zu prüfen, resp. zu bestätigen; er entzog den Dominikanern die Aufsicht über Klingenthal, weil es zwischen Beiden in Folge der Reform zu großen Aergernissen gekommen sei. Bald nachher nahm er das Kloster unter seine unmittelbare Jurisdiktion, erhob die Priorin zur Würde einer Aebtissin und bestimmte als Beichtväter die Benediktiner oder Cisterzienser.

Nun hatte zwar der Schattenkaiser Friedrich III. nicht nachgelassen, zu Gunsten der Reform ohnmächtige Dekrete zu erlassen; auch die bedrohten Klosterfrauen waren nicht müßig gewesen, zweimal im Laufe des Jahres 1482 machte eine Schwester die Reise nach Rom; die Dominikaner halfen ihnen nach Möglichkeit; der Baseler Senat war nicht zufrieden; aber Sigismund hielt über ihren Häuptern schwebend die Drohung des Oswald von Thierstein, der immer bereit war, die Einkünfte der Baseler mit Beschlag zu belegen. So kam am 12. October ein neuer schiedsrichterlicher Entscheid zu Gunsten der alten Nonnen zu Stande, demgemäß die neuen Schwestern in ihre früheren Klöster zurückkehren sollten. Diese Einigung wurde sogar von dem General der Dominikaner und von Jakob von Stubach unterschrieben.

Das war der traurige Ausgang eines löblichen Unternehmens. Sigismund von Oesterreich empfing den bedungenen Lohn, worüber zu seiner ewigen Schande die Quittung noch in dem Archiv von Kloster Klingenthal vorliegt; der schwache Papst gab der Rücksicht auf allgemeinere Interessen und einem diplomatischen Druck nach; den armen Schwestern zu Klingenthal schrieb der General der Dominikaner, sie dürften nicht an ihre persönliche Lage denken, sondern müßten beherzigen, daß hier ein ganzer Orden, der Frieden einer großen Bürgerschaft, ja einer ganzen Provinz in Betracht zu nehmen sei. Das war leider bis zu einem gewissen Punkte wahr; aber es war ein unendliches Aergerniß für alle eifrigen Christen. Und was der Sache die Krone aufsetzte: die Dominikaner wurden schließlich verurtheilt, den nach Klingenthal zurückkehrenden Nonnen die für jene Zeit ganz enorme Summe von 11,500 Gulden als Schadenersatz zu zahlen. Die frommen Frauen hatten sogar 36,000 verlangt dafür, daß sie an Vermögen und Ehre geschädigt seien. Freilich, der edle Raubritter von Klingenberg, der Graf Thierstein, und der wackere Sigismund wollten sich nicht mit den Gebeten ihrer Schützlinge begnügen [65].

Unterdeß wurde der Vertrag vollzogen, die strengeren Klosterfrauen hinausgestoßen — es war gegen Ende 1482 — mit ihnen diejenigen früheren Nonnen, die sich der Reform angeschlossen hatten; sie wurden beim Abschied mit den gemeinsten Schmähungen überhäuft, so groß war die Siegestrunkenheit! Die Ausgestoßenen blieben zusammen, wandten sich nach der Diözese Straßburg und fanden nach langem Umherirren eine Zuflucht im Kloster Renting oder Rentingen, nicht weit von Saarburg, wo 28 Schwestern vom dritten Orden des hl. Dominikus ein arbeitsames und sehr armes Leben führten. Die Ankunft von 24 neuen Schwestern vermehrte natürlich die Sorgen wie die Armuth, so daß sich ihr Beichtvater Thomas von Lampertheim Hülfe suchend nach Rom wandte.

Jetzt nahm unser Peter Schott, zu dem wir nun zurückkehren, wohl auf Betreiben Geilers, sich der armen Klosterfrauen an und richtete in ihrem Namen ein flehentliches Schreiben an den Papst, indem er ihre langen Leiden und ihre jetzige traurige Lage eingehend schildert. Sie hofften um so mehr Hülfe vom heiligen Vater, weil all' diese schweren Prüfungen sie eben nur wegen ihres Gehorsams gegen den heiligen Stuhl getroffen hätten. Aber auch nach Frankreich richteten die armen Schwestern ihre Blicke, und wiederum war es P. Schott, der durch den Kanzler Wilhelm von Rochefort sich Hülfe bittend an den König Ludwig XI. wandte. Die betreffenden Briefe sind noch vorhanden. Aber Ludwig XI. starb, noch ehe dieselben ankamen, und die Statthalterin des unmündigen Karl VIII. hatte andere Dinge zu thun.

Da war es ein Freund Geilers, Christoph von Udenheim, der den Nonnen das von seinen Bewohnern verlassene, von ihm angekaufte Kloster Obersteigen gegen die geringe Leibrente von einer Mark Silber überließ. Später kamen sie nach Gnadenthal in der Diözese Constanz.

All' diese Angelegenheiten, in die sich Schott hineingezogen sah, ließen ihn indeß die theologischen Studien nicht aus den

Augen verlieren. Noch im Jahre 1482 schreibt er an seinen Freund Bohuslas von Lobkowitz, er werde sie sofort beginnen, wenn er sein Residenzjahr als Canonikus abgemacht hätte. Er hatte sich für die berühmte Universität Paris entschieden, sein früherer Lehrer dortselbst, Johann Scriptoris, billigte diese Wahl; aber seine Eltern, die für seine schwache Gesundheit mehr besorgt waren als er selbst, verzögerten ohne Unterlaß seine Abreise. Unterdessen hörte er einen Curs der Theologie bei den Barfüßern, wo das vierte Buch des Scotus erklärt wurde. Nach einem Aufenthalt im Wildbad, der ihn gekräftigt zu haben schien, suchte er die Aufnahme im Collegium der Sorbonne wenigstens als Gast nach.

Schon war das umfangreiche Gepäck zugleich mit einem jungen Mann, der Schott als Diener zur Seite stehen sollte, von Straßburg abgegangen, da kam ein Brief, der Alles wieder vereitelte: die Pest war in Paris ausgebrochen. Bei dem Worte Pest erschraken die besorgten Eltern, die Reisesachen wurden zurück beordert, die Abreise in's Ungewisse verschoben, selbst dann noch, als nach der Meinung von Pariser Aerzten und Astronomen alle Gefahr vorüber war. Doch hatte der junge Schott im Laufe des Jahres 1485 die große Freude, seinen lieben Bekannten von der Universität Bologna her, den schon erwähnten Bohuslas von Lobkowitz, für einige Zeit bei sich zu sehen. Das Freundschaftsverhältniß zwischen dem geistesklaren und ruhigen Straßburger Patrizierssohn und dem beweglichen, leicht ergriffenen und leidenschaftlichen slavischen Edelmann wurde immer inniger und dauerte bis zum Tode Schotts. Während seines Straßburger Aufenthalts scheint Bohuslas Geilern öft besucht zu haben. Vielleicht irrt man nicht, wenn man den ersten Beginn der Straßburger literarischen Gesellschaft, die später von Wimpheling organisirt wurde, auf den Bund des wißbegierigen P. Schott mit seinen zahlreichen gebildeten Freunden zurückführt.

Denn trotz seiner Vorliebe für die Theologie ließ Schott

auch die literarischen und philologischen Studien nicht fallen. Er wendete sich mit verschiedenen dahin einschlägigen Fragen an den berühmten, hochgeehrten und der Ehre würdigen Humanisten Rudolph Agricola, den auch er für eine Zierde Deutschlands ansah; und als er die Antwort Agricola's erhielt, da erblühte der junge Mann, der gerade am Fieber litt, plötzlich vor Freude zu neuem Leben, alles Unwohlsein hatte ihn verlassen. Leider starb Agricola noch in demselben Jahre (1485), ehe die von Dank und Verehrung erfüllte Antwort Schotts anlangte. Andererseits wurde der junge Kanonikus, wie eine Correspondenz mit dem Philologen Wimpheling bezeugt, von diesem als eine Autorität auf dem Gebiete der Prosodie angesehen und befragt.

Doch beschränkte seine Thätigkeit sich nicht auf grammatische oder philologische Fragen. Sein verehrter Lehrer Geiler, dem er nichts abschlagen konnte, gewann ihn für ein Unternehmen, das ihm sehr am Herzen lag. Es war das eine vollständige Sammlung und neue Ausgabe der Werke seines Lieblingsschriftstellers, des Kanzlers Gerson. Bereits seit seiner Pilgerfahrt nach St. Baume hatte Geiler bei den Cölestinern zu Lyon und bei den Karthäusern zu Avignon die Manuscripte Gersons aufgesucht, der seine Bibliothek diesen beiden Klöstern vermacht hatte, und hatte mit großen Kosten mehrere abschreiben lassen. Schott seinerseits hatte zu Paris durch Johann Müller Alles, was sich an Schriften Gersons auffinden ließ, gesammelt, und ließ 1488 die drei ersten Bände der Werke des berühmten Kanzlers erscheinen. Ohne seinen Namen auf den Titel zu setzen, stellte er an die Spitze des ersten Bandes eine Lobrede auf Gerson, in welcher er dessen Wissenschaft, Tugenden und der Kirche geleistete Dienste hervorhebt, ihn als Weisen, als Schriftsteller und in seinem öffentlichen Leben schildert und neben Augustin, Athanasius und Chrysostomus stellt. In Bezug auf den Inhalt sagt er, er habe Alles, was von Schriften Gersons zu erlangen war, abdrucken lassen. Einige Stücke, die man Gerson nicht mit Sicherheit zuschreiben könne, seien mit aufge-

nommen; andere, die ihm zuweilen zugeschrieben worden, seien weggelassen, so das Buch de contemptu mundi, von dem fest stehe, daß es von einem gewissen regulirten Chorherrn Thomas verfaßt sei. Dieses Buch ist kein anderes, als das berühmte Werk des Thomas von Kempen, „die Nachfolge Christi", über dessen Verfasser man schon damals uneins war. Die vorliegende Notiz spricht auf das Bestimmteste gegen die Autorschaft Gersons, ist dagegen ein frühes und wichtiges Zeugniß für Thomas von Kempen [66].

Innig verbunden mit Geiler und Wimpheling, konnte Schott den Reformbestrebungen dieser beiden Männer nicht fremd bleiben. Wir sahen ihn 1484 sich für die Reform des Barfüßerklosters zu Straßburg interessiren. Zwei Jahre später nimmt er Theil an dem Kampf, den Wimpheling sein ganzes Leben lang gegen die adlichen Benefizien-Fänger führte. Es handelte sich um einen Gnadenbrief, durch den Papst Sixtus IV. alle bürgerlichen Kleriker von verschiedenen Domkapiteln, namentlich von dem zu Speyer, ausgeschlossen haben sollte. Man begreift die Besorgnisse Wimphelings, der damals am Dom zu Speyer eine Präbende besaß; er kam nach Straßburg und bat seinen Freund Schott, eine Bittschrift an den Papst aufzusetzen, da er fürchtete, selbst zu leidenschaftlich und zu bitter zu werden. Schott schrieb ihm einen Brief voll weiser Anweisungen und Vorschläge, eine förmliche Vorlesung in literarischer Staats- und Kriegskunst. „Machst Du's so, mein lieber Jakob," so schließt der Brief, „so kann sich der Papst nicht beleidigt oder gekränkt fühlen; denn Du greifst bloß diejenigen an, welche diesen Gnadenbrief erlangt haben, nicht den Geber desselben." Schott hat auch selbst in dieser Angelegenheit geschrieben, wie er denn ein ganz erklärter Gegner der Pfründen-Anhäufung und der damals so gewöhnlichen gemeinen Ausbeutung der Kirche war [67].

Ueberzeugt, daß der einzige Weg der Rettung in der Heranbildung eines jungen Klerus liege, der mehr von dem Ernst

seiner Pflichten und von der Heiligkeit des Standes durchdrungen sei, beschäftigte er sich eifrig mit der Ausbildung begabter, aber armer junger Leute. Stets hatte er einen um sich, der ihn bediente und mit dem er zugleich klassische Studien trieb. Einen gewissen Gangolph wollte er mit nach Paris nehmen, wie oben erwähnt wurde; da es Schott nicht vergönnt war, die Reise auszuführen, so wurde der junge Mann allein hingeschickt und der Fürsorge Johann Müllers empfohlen. Ein anderer Zögling war Johann Klitsch, den Schott nach Holland, ohne Zweifel zu den Brüdern vom gemeinsamen Leben, schickte, und in Briefen bald mit Nachrichten von seinen Eltern versieht, bald zu einer reinlichen und klassischen lateinischen Ausdrucksweise anhält. Später finden wir diesen Klitsch mit dem eben erwähnten Gangolph zu Paris, wo letzterer sein Examen als Meister der freien Künste machte. Von da ab gehen unsere Nachrichten über Beide zu Ende; aber wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir den Gangolph wieder finden in einem Priester desselben Namens, der noch manches Jahr an der Seite Geilers lebte und dessen Biographen manche werthvolle Mittheilung gemacht hat.

Zugleich befaßte sich der junge Kanonikus auch mit den städtischen Schulen, deren Zöglinge wir schon früher als Kirchen- und Straßensänger kennen lernten. Sie feierten auch das Fest St. Nikolaus und sangen dann dreistimmige Stücke in den Kirchen; um unschuldige Kinder thaten sie dasselbe in den Straßen der Stadt. Für diesen Zweck widmete Schott ihnen mehrere kleine Produkte seiner Muse, in denen er bald das Lob des hl. Nikolaus oder der guten Stadt Straßburg besingt, bald sich gegen die Hartherzigkeit der Menschen kehrt und den Unbestand der irdischen Dinge betrauert, bald geschichtliche Ereignisse, wie die Gefangenschaft des römischen Königs Maximilian zu Brügge, behandelt, bald auch die Knaben zu fleißigem Studium und insbesondere zu gebildeter klassischer Sprache ermahnt. Im Jahr 1487 läßt er sie bitten, daß man einen alten Lehrer,

der unter bösen Rangen sich heiser geschrieen und den Bakel kaum noch führen könne, in den sauer verdienten Ruhestand versetze. Ein Jahr vorher widmete er ihnen folgende hübsche Verse, die den Verfasser nebenbei als einen Gehülfen Geilers in der Reformfrage erscheinen lassen:

Alles zur Zeit! Jetzt Ernst, und zu Zeiten fröhliches Lachen!
  Arbeit wechsle mit Ruh'; freudiger lebt es sich dann.
Mag denn auch uns, die so lange der birkene Bakel in Furcht hielt,
  Jetzt die Erlaubniß blüh'n, freudig zu heben die Brust.
Denn der vergnügliche Winter erschien; er bringet wie ehemals
  Im Saturnischen Reich Scherze und köstlichen Schwank.
Nun, so verbannt denn das Schweigen, das ernste, ihr Jugendgenossen,
  Und zum lustigen Chor öffnet den rosigen Mund!
Schmerzen auch noch die Striemen, die euer Rücken empfangen,
  Seht, sie heilet der Ritt heut' auf geflügeltem Gaul!
Schöpft in der Lust denn die Kraft, die dem Leib wie dem Geiste gedeihet,
  Daß dann beide erneut wieder den Studien nah'n.
Doch nicht schändet den Tag mit schmutzigen Possen und Unflath,
  Dringt mit den Larven des Spotts nicht in das Heiligthum ein!
Nimmer erblühet die Freude, die wahre, wenn Jener gekränkt wird,
  Der mit ewiger Gluth schändliche Lüste bestraft.
Laß denn, heiliger Petrus, die Deinigen also sich freuen,
  Daß sich ihnen das Thor himmlischer Freuden nicht schließt!

Mitten unter so verschiedenen Beschäftigungen unterhielt Schott einen ausgedehnten Briefwechsel. Seine freundschaftlichen Beziehungen zu Vitus Mäler, der zu Rom als Sollicitator apostolischer Schreiben fungirte, benutzte er mehrfach, um armen Priestern kirchliche Pfründen zu verschaffen oder um Andere, die nach Rom reisten, dort zu empfehlen. Dem Einen schreibt er in den Empfehlungsbrief: „er geht nach Rom nicht aus Gründen, die für gewöhnlich die Wanderer dorthin führen, sondern aus Frömmigkeit und christlicher Andacht"; einem Andern: „er scheut nicht die Strenge des Winters, nicht die Höhe der Berge, nicht die Weite des Weges; er geht nach Rom, um

dort, wie er hofft, bei den Reliquien der Heiligen zu sterben." Also immerhin noch Leute, die in Rom andere Geschäfte hatten, als man sonst zu Venedig, Frankfurt oder Antwerpen abmachte.

Auch mit Thomas Wolf dem Aelteren, der mehrere Pfründen besaß und auch dem jungen Schott sein Kanonikat verschafft hatte, wechselte dieser Briefe und durfte, obwohl der jüngere, doch den älteren Freund in milder Form darauf hinweisen, wie es einem Priester des Herrn gezieme, der allzu großen Sorge für das Zeitliche sich zu entschlagen und wenigstens im Alter die irdischen Bande zu lockern, die den Menschen an die Welt fesseln. Schotts römische Bekanntschaften und Correspondenzen, verbunden mit seiner Liebenswürdigkeit, ließen ihn den Pfründensuchern ganz als den brauchbaren Fürsprecher und Geschäftsträger erscheinen; und im Elsaß gab es ja so manche begehrenswerthe Pfründe. Mit feinem Sinn weist der würdige Priester dann wohl einen ungeduldigen Supplikanten zur Ruhe oder macht einen weniger gewissenhaften darauf aufmerksam, daß man nur durch die rechte Thüre in den Schafstall eingehen dürfe.

Für Keinen indeß interessirte Schott sich mehr als für den Erzieher seiner Jugend, Johannes Müller von Rastatt; und wie viel Mühe kostete es, demselben eine passende und längst verdiente Pfründe zu verschaffen! Die Geschichte dieser Bemühungen ist sehr lehrreich und wirft ein eigenthümliches Licht auf die Zustände jener Zeit. Nachdem Müller mit unserem Schott in Italien gewesen war, begleitete er den ältesten Sohn des Markgrafen von Baden auf die Universität Paris und von da nach Orléans, wo ausschließlich römisches Recht gelehrt wurde. Schon damals wurde er des akademischen Wanderlebens überdrüssig und sehnte sich nach einer ruhigen Kirchenstelle. Aber die Bemühungen Schotts und seiner Freunde wurden mehrmals vereitelt; selbst eine bescheidene ländliche Vikariestelle, mit der Müller sich zufrieden stellen wollte, sollte ihm nicht beschieden sein. Er begab sich mit seinem Zögling

nach Padua und erlangte dort das Diplom eines Doktors beider Rechte. Durch ein günstiges Geschick, wahrscheinlich auch durch den Einfluß des Markgrafen, erlangte er endlich die sogenannten **primas preces** des deutschen Königs und so, wie man sagte, die sichere Anwartschaft auf eine passende Pfründe. Aber so leicht ging die Sache doch nicht.

Zuerst mußte er erfahren, daß dies königliche Dokument ohne Bestätigung des Papstes ihm nichts half, weil man nirgendwo etwas darauf gab aus Furcht vor Prozessen und Unkosten, denen man sich sonst aussetzte. Die Bestätigung wurde also eingeholt, und es erschien bald eine Gelegenheit, wo Müller von seinen Briefen Gebrauch machen konnte.

Ein bejahrter Stiftsherr an Alt-Sankt Peter, Johann Reifsteck, nahte sich seinem Ende. Schott that die nöthigen Schritte für seinen Lehrer und Schützling. Vom Bischof mußte der sogen. **processus** erlangt werden, für welchen Schott der bischöflichen Kanzlei zehn Goldgulden (54 Mark) zahlte (die Kanzlei verlangte 20 Goldgulden, die erst auf die Verwendung des Prinzen von Baden auf die Hälfte herabgesetzt wurden). Jetzt mußten die Stiftsherren der Reihe nach besucht und gebeten werden, für dießmal auf ihr Ernennungsrecht zu verzichten und die königlichen **preces** anzunehmen. Das war ein langwieriges und schwieriges Geschäft; denn das Ernennungsrecht devolvirte, wenn der erste Domherr verzichtete, auf den folgenden und so weiter. So mußten acht nach einander gewonnen werden, wobei die letzteren sich immer schwieriger zeigten, weil bei ihnen die Aussicht stets geringer wurde, später einmal von dem wichtigen Ernennungsrechte Gebrauch zu machen. Mit Vorstellungen, Bitten, selbst Drohungen brachte Schott es endlich dahin und konnte seinem Günstling schreiben: „Es ist ein großes Glück; Du bist der erste, der auf diesem Wege (der königlichen **preces**) in dieser Diözese eine Pfründe erlangt hat; wenigstens sagt man so."

Noch war ein Punkt zu erledigen. Müller mußte in Per-

son und mit ihm mußten vier Andere, zwei Laien und zwei Kleriker, sich dem Kapitel gegenüber verbinden, für allen Schaden aufzukommen, der demselben aus der Nachgiebigkeit gegen die königlichen preces erwachsen könnte. Der Ammeister Schott war zu dieser Bürgschaft nicht zu bewegen, weil er vor zwei Jahren mit solchen Angelegenheiten unangenehme Erfahrungen gemacht und in Folge dessen ein Gelübde gethan hatte, solche Bürgschaften nicht mehr zu übernehmen. Zum Glück für Müller, der sich im Bade befand, fanden sich noch zeitig genug vier Bürgen; denn schon verbreitete sich das Gerücht, Müllers Mitbewerber hätten sich an den Papst gewandt, und wenn Müller nicht bald in den Besitz des Kanonikates gelange, so werde es viele Prozesse absetzen. Deßhalb besorgte Schott in Eile Alles für seinen abwesenden Freund, leistete in dessen Namen den Eid, bezahlte 29 Goldthaler, erfüllte alle Bedingungen und Forderungen des Kapitels und ergriff in Müllers Namen Besitz von der Pfründe, die so mühsam durch einen fast zwanzigjährigen Aufenthalt auf französischen und italienischen Universitäten und durch Ueberwindung so mancher Schwierigkeiten errungen war, aber fast noch im letzten Augenblicke verloren gegangen wäre.

IX.

Ein Bischof nach dem Herzen Geilers.

Im Jahr 1486, Tags vor St. Matthias, starb Johannes von Werdenberg, Bischof von Augsburg. Auf die dringenden Empfehlungen des Kaisers Friedrich III., des römischen Königs Maximilian, fast aller Kurfürsten und vieler Bischöfe erwählten die Domherren, trotz des Ansuchens der bayerischen Herzoge, die einen Prinzen aus ihrem Hause gewählt wünschten, nach fünfzehntägiger Berathung einmüthig den Dechant am Straßburger Münster, Friedrich Graf von Zollern, den Neffen des verstorbenen Bischofs. Er war auch ein Zögling Geilers, und

wie uns Peter Schott den Priester gezeigt hat, so wird Friedrich uns den Bischof nach dem Herzen des Straßburger Predigers darstellen [68].

Friedrich von Zollern war im Jahr 1450, kaum fünf Jahre nach Geiler, geboren, traf mit diesem auf der Universität Freiburg zusammen und folgte ihm 1477 nach Straßburg als Dechant nach; von jener Zeit datiren offenbar ihre Beziehungen, wie aus einem Schreiben erhellt, in welchem Geiler seinem Freund weise Verhaltungsregeln gibt.

„Meide so viel als möglich den häufigen Verkehr mit jungen Leuten; ist es nicht möglich, so halte sie im Zaum. Sei ernst, doch ohne Uebertreibung. Man finde Dich immer in passender Kleidung, und erscheine auch vor Dir nie anders, als wie man sich vor einem Manne Deines Standes zeigen soll. Sei mit Wenigen vertraut, aber Allen zugänglich. Dulde niemals, daß in Deiner Gegenwart die Ehre irgend eines Andern angegriffen werde. Bevor Du sprichst, wäge wohl jedes Wort ab. Halte Zucht bei Deinen Leuten, kleide sie anständig; denn gewöhnlich schließt man von den Dienern auf den Herrn.

„Vermeide sorgfältig den Umgang mit Frauen; sonst werden Deine Wege nicht sicher sein. Ein Augenblick vollendet oft (wie der Dichter spricht), was ein ganzes Jahr versagt. Wir sehen, wie diese Krankheit nicht nur junge Leute, sondern auch gereifte Männer verdirbt. Magst Du keine Gefahr in ihrem Umgang finden, so stütze Dich doch nicht auf einen Stab, der nur ein schwaches Rohr ist; die List des bösen Feindes wiegt uns in Sicherheit ein, damit wir im gelegenen Augenblick um so tiefer fallen. Ein solches Benehmen wird Dir ohne Zweifel den Haß der Frauen und der Adelichen zuziehen; sie werden sprechen: was ist das für eine herbe Frömmigkeit? Deine Untergebenen werden Dich tadeln, wenn nicht offen, doch insgeheim. Geh darüber hinweg; hast Du den Sieg errungen, so wird Dein Licht leuchten, Du wirst für Andere ein Muster aller Tugenden sein.

„Fliehe den Müßiggang; regle Deinen Tag und Deine Geschäfte; denn die Folgen dieses Lasters sind unberechenbar. Es ist der gefährlichste Feind der Keuschheit, ein Gift für die Tugend. Niemals finde der Feind Dich müßig!

„Verlaß alsbald nach dem Erwachen Dein Lager und bete knieend. Bereite Dich zu den kanonischen Tagzeiten vor, und verrichte alsdann Dein Breviergebet so, als wenn Du es in Gegenwart des ganzen Volkes thätest. Gewöhne Dich, es nicht hastig, sondern bedächtig zu verrichten und mit solcher Sorgfalt, als ob die Ewigkeit daran hinge. Nimm Dir als Regel, mit der größten Genauigkeit jedes Geschäft, sei es auch weniger wichtig, auszuführen und nie eher zu einem anderen Geschäfte überzugehen, als bis das erste gut besorgt ist. Wohne jeden Tag dem heiligen Meßopfer mit andächtigem Gebete bei. Bei Tische iß nach Bedürfniß, nicht aus Sinnlichkeit. Meide lautes Lachen, laß es beim Lächeln. Nimmt das Gespräch eine Wendung zum Unanständigen oder gegen die Nächstenliebe, so hüte Dich, darüber zu lachen.

„Ich weiß nicht, wie Deine Gewohnheit in Beziehung auf Beichte und Communion ist, will Dir auch nichts vorschreiben; denn ich denke, daß Du bald die Priesterweihe empfangen wirst. Man kann es nicht aussprechen, von wie großem Nutzen die öftere Beicht und Communion ist.“

Solche Lehren fielen bei dem jungen Hohenzollern auf einen guten Boden. Als Stiftsherr in Straßburg stellte er sich bescheiden unter die Leitung Geilers und half nach Kräften bei dessen Reformwerk. Die Priesterweihe empfing er indeß erst im reiferen Alter; am 29. Januar 1485 las er in Straßburg seine erste heilige Messe.

Als Geiler ein Jahr nachher vernahm, daß sein geistlicher Sohn für den bischöflichen Stuhl in Augsburg ausersehen sei, schrieb er ihm unmittelbar nach einer Predigt „mit annoch von der Ermüdung zitternden Händen“, aus der Fülle seines theilnehmenden, aber besorgten Herzens: „Ich höre, daß Du von

dem Ruder des Straßburger Nachens, wo Du Dein Heil wirken konntest, in das Schiff der Augsburger Kirche gezogen wirst; möge es geschehen von dem Vater, dessen Sohn gesprochen hat: Niemand kommt zu mir, wenn nicht der Vater ihn zieht. Ich bin sehr betrübt; denn ich hatte gehofft, Du würdest das bei uns Angefangene auch vollenden, um unter Dir, mit Dir und durch Dich in diesem Nachen die Fahrt bis an die Ufer des ewigen Friedens zu machen. Doch vielleicht bist Du zu etwas Höherem bestimmt ... Die Liebe aber läßt mich zittern und reden, damit ein Kind Gottes nicht ein Weltkind werde und zu Grunde gehe, sondern bleibe ein Diener Christi und lebe in Ewigkeit."

Friedrich erfuhr von der am 31. März geschehenen Wahl in Frankfurt, offiziell mitgetheilt wurde sie ihm in Aachen, wohin er sich in Vertretung seines Onkels, des eben verstorbenen Kurfürsten Albrecht von Brandenburg, zur Krönung des römischen Königs Maximilian begeben hatte.

Er schwankte lange Zeit, und ein Brief Geilers war auch nicht geeignet, ihn aus seiner Unschlüssigkeit herauszuziehen. „Wärest Du hier, Du würdest mich fragen: Soll ich eine solche Bürde annehmen, die selbst für Engelsschultern bedenklich erscheint? Und ich würde Dir, wie der hl. Bernhard in einem ähnlichen Falle, antworten und Dich Deinem Gewissen überlassen. Drängtest Du aber, dann würde ich ohne Anstand sagen: Willst Du auf den Wegen der Bischöfe unserer Tage wandeln, Dich hauptsächlich um Deine Pferde bekümmern, Deine Diözese nie visitiren, die Laster nicht bekämpfen, die Kirchengüter nicht mit den Armen theilen, Dich nicht mit geistlichen Funktionen befassen, sondern Alles dieß, auch die Weihungen, Anderen überlassen, kurz, wenn Du nicht ein Wunder, ein Phönix unter allen Bischöfen werden willst, so wäre es besser, Du wärest nie geboren! ... Darum kann ich nichts Anderes für Dich thun, als Gott bitten, daß er Dich auf den Weg seiner Ehre und Deines Seelenheils lenke. Und auch Du erhebe Deine Hände,

wie einst die Apostel auf der stürmenden See, und bete: Herr, rette uns, wir geh'n zu Grund! Du schriebst, daß Du zu uns kommen würdest, aber ich fürchte, Du wirst Dein Vorhaben nicht ausführen; ich fürchte: Andere werden Dich gürten und Dich führen, wohin Du nicht willst. Gott bewahre Deine Wege und Dein Herz in seinem Gesetze!"

Insbesondere noch verlangt Geiler: Friedrich soll nicht, nach dem Beispiele anderer Bischöfe, sich heimlich („hinter dem Ofen"), sondern in seiner Kathedrale öffentlich weihen lassen; er soll nicht nach dem bisherigen Mißbrauch mit allem Pomp unter dem lärmenden Schall von Pauken und Trompeten in die Stadt einreiten, da Solches nicht einem Nachfolger des guten Hirten, sondern den Fürsten dieser Welt zukomme; vielmehr soll er von Geistlichen und Schaaren der Armen begleitet, als ein Vater des Vaterlandes, als ein Beschützer und Ernährer der Dürftigen, unter dem Zujauchzen: Benedictus qui venit in nomine Domini einziehen; er soll nicht den verderblichen Gewohnheiten folgen, sondern dieselben heben und ausrotten, soll sich nicht vom Volke beherrschen lassen, sondern selbst herrschen.

Auch Peter Schott schrieb seinerseits an den Erwählten von Augsburg und begleitete seine Glückwünsche mit weisen Rathschlägen. Auch er warnt vor den Schmeicheleien der Sirenen wie vor der allzugroßen Rücksicht auf fremden Rath. Keiner könne ihm besser rathen, als er sich selbst; nie werde er fallen, wenn er nur auf sich selbst höre. Noch ein dritter Freund Friedrichs, Johann Roth, Pfarrer am Münster, warnt ihn als langjähriger Freund vor den verderblichen Wegen, auf denen fast alle andern Bischöfe wandelten; er möge nicht seine Verwandten mit den Gütern der Kirche bereichern, sondern sie für die Armen Christi verwenden, möge die Kirchenpfründen nicht nach Laune und Gunst, sondern nach Verdienst und Bedürfniß vergeben, möge nicht Banden von Soldaten, sondern Chöre von Priestern schaffen, möge ein Hirt sein in Wahrheit, nicht bloß dem Namen nach.

Der neue Bischof nahm diese Ermahnungen mit derselben Aufrichtigkeit und Freundlichkeit auf, mit der sie gegeben wurden; er lud die drei Freunde zu sich ein, um auch persönlich mit ihnen zu berathschlagen. Nachdem er im Juni nach Onolzbach und Heilbronn gereist war, um den Exequien seines Onkels, des Markgrafen Albrecht, beizuwohnen, empfing er am 21. Juli seine Straßburger Freunde in seiner Residenz Dillingen. Schott überreichte ihm bei dieser Gelegenheit sein eben vollendetes Werk über das Leben und die Grundsätze der Heiligen. Uebrigens konnten die vier Freunde nur wenige Tage beisammen sein und benutzten diese Zeit, um sich gegenseitig zu ermuntern und zu befestigen.

Am 17. September empfing Friedrich die Bischofsweihe zu Dillingen in feierlicher Weise, immer begleitet von den aufrichtigsten Glückwünschen seiner Straßburger Freunde, die in fortwährender Correspondenz mit ihm blieben. Gern hätte er den väterlichen Freund Geiler ganz zu sich hinüber nach Augsburg gezogen. Aber auf den ersten Versuch dieser Art schrieb ihm Schott: „Wenn Du meinst, er könne Dir so viele Dienste thun, so wollen wir uns seiner für einige Zeit berauben, vorausgesetzt, daß er wieder zu uns kommt. Möge das Augsburger Volk sich damit begnügen, einen guten Bischof zu besitzen, und den Straßburgern, die doch auch Deine Kinder sind, wenigstens ihren ausgezeichneten Prediger lassen."

Friedrich verdoppelte seine Bemühungen, Geilern an sich zu ziehen. Seine ganze Seele mit all' ihren Beunruhigungen und Wünschen spiegelt sich in einem Briefe, den er ihm am 30. Mai 1487 von Nürnberg schrieb, wo er dem Reichstag anwohnte.

„Es ist mir schwer, die Freude und den Trost auszudrücken, den mir, mein einziger Lehrer, Deine Briefe bereiten; denn ich sehe darin, wie ehemals in Deinen Worten, jenen Seeleneifer für mein ewiges Heil, der Dich begeistert. Meine Seele, früher alle Tage gespeist mit dem Worte Gottes, das aus Deinem Munde kam, ist jetzt dieser süßen Unterweisungen beraubt und

hat nur ein halbes Leben. Aber sie fühlt sich neu belebt durch Deine Briefe, und glaube mir: die schwere Bürde, die mir auferlegt ist, sie würde mir leicht erscheinen, hätte ich hier einen Meister und Seelenleiter wie Dich....

„Unter den heiligen Lehren, die Du mir gibst, finde ich auch die, mein Volk zu unterrichten. Ja, ich sehe es auch als ein hohes Amt an, das Wort Gottes zu verkündigen; aber manchmal muß man ja durch Andere thun, was man nicht selbst thun kann. Und so beschwöre ich Dich bei der Liebe unseres Herrn: gibt es denn kein Mittel, Dich immer bei mir zu haben, als meinen Meister und Helfer, damit Du in meiner Kirche an meiner Statt meine Schäflein weidest? Kann ich Dich nicht für immer haben, so bewillige mir wenigstens dieses Jahr. Ich würde schon dieß als eine große Gunst ansehen. Denn ich hoffe mit fester Zuversicht: Du wirst bei meinem Volke so viel erreichen und mir solchen Beistand bringen, daß ich einstens weit leichter und sicherer Gott Rechenschaft werde ablegen können über die mir anvertraute Heerde.

„Deinem Vorschlage gemäß beabsichtige ich in meiner Domkirche die Stelle eines Predigers zu gründen, wenn ich einen fähigen Mann dafür finden kann; aber ohne Deinen Beistand, mein Leiter und Lehrer, wird es mir, glaube ich, unmöglich sein, einen solchen zu erlangen.

„An den Festen der Apostel, der Mutter Gottes und anderen Feiertagen, wo ich celebrire, trage ich das Rochet den ganzen Tag. Bei Tisch liest mein Kaplan vor allen meinen Hausgenossen vor bis zum Nachtisch, indem er bald nach dem Stoff, bald nach den mitspeisenden Klerikern die Lektüre einrichtet. Freilich sind einige Laien von meinem Haushalt damit übel zufrieden. Ich schreibe dieß nicht, um mich zu rühmen, sondern um Deinen Briefen und Deinen Mahnungen zu folgen und zu antworten."

Friedrich erzählt dann noch, was ihm in Nürnberg begegnete. Eines Tages war er — in vielleicht etwas übertriebenem

Eifer — mit dem Rochet angethan in der Sitzung erschienen. Sogleich hatten die anderen Bischöfe sich über ihn hergemacht: er ist ein Sonderling, sagte der eine; er strebt nach dem Kardinalshut, der andere. Auch das Volk wußte nicht, woran es war; einige lobten sein Auftreten, andere sagten: er ist ein Italiener. „Die anderen Bischöfe freilich," so schreibt er, „erschienen in einem Aufzuge, daß man sie kaum von Flötenspielern unterscheiden konnte." [69]

Erst im folgenden Jahr (1488) konnte Geiler, nachdem er nach seiner Gewohnheit einige Zeit im Bade zugebracht hatte, die dringende Bitte des Augsburger Bischofs erfüllen. Er besuchte Friedrich, der ihn am St. Michaelstage in seine bischöfliche Stadt geleitete. Dem Vorhaben des Bischofs, in Gemeinschaft mit seinem erfahrenen Freunde die Diözese zu visitiren, stellten sich jedoch Hindernisse entgegen. Dafür benutzte nun Geiler die Zeit, um fast täglich den Augsburgern zu predigen. „Er fing an zu predigen das A B C," so erzählt ein Augsburger Chronikschreiber, „darnach die Eigenschaften eines Pilgers, dann die zehn Gebote, die sieben Todsünden (bei der Unmäßigkeit machte er es mit der Hand nach, wie der Teufel Einem in die Kehle greift), und die zehn Stufen. Im Advent predigte er alle Tage zu St. Johann, lehrete den Berg auf- und absteigen, item am heiligen Christtag lehrte er ein Lebzelten machen; that das drei Tage bis St. Johannes, da segnete er das Volk, denn es hatte ihn gar gern gehört; hielt darnach noch zwei Predigten nach Unschuldiger Kinder Tag über die Eigenschaften der Kinder. Item am Samstag nach Octav von Epiphanie ritt Dr. Kaisersperg nach Dillingen und von da aus nach Straßburg; denn die zu Straßburg hatten viel Briefe geschickt um den Doktor, hatten ein Verlangen nach ihrem Lehrer und Prediger." [70]

Was der Chronist hier nur andeutet, das bestätigen die noch vorhandenen Briefe. Mit Mühe nur ist das Kapitel zu bewegen, Geilers Urlaub zu verlängern; „sie fürchten," schreibt

Schott, „ein längerer Aufenthalt könnte Dich dort so beliebt machen, daß man Dich den Straßburgern gänzlich entführen möchte. Wer weiß, ob nicht Gott Deine Abwesenheit benutzt, um die Lauigkeit des Volkes und seine Gleichgültigkeit gegen Gottes Wort zu erwärmen?“ Mit Mühe wurde auf Bitten des Bischofs der Urlaub noch einmal verlängert.

Erzählt der Augsburger Chronist mit aller Genauigkeit von Geilers Predigten, so kann er uns doch über die sonstige, ohne Zweifel mannigfaltige und ernste Thätigkeit desselben in der Nähe und Umgebung des Bischofs nichts mittheilen. Wir können diese Wirksamkeit schon ahnen.

Als er Geilern nicht länger behalten konnte, begehrte Friedrich den Johannes Roth, der am Münster in Abwesenheit Geilers predigte. Es wurde vom Kapitel gewährt, aber erst, wenn Geiler zurückgekehrt sein würde. Im folgenden Jahr war Geiler abermals, aber nur für kurze Zeit, in Augsburg, und allem Anscheine nach hat er auch im Jahre 1503 seinen bischöflichen Freund noch einmal besucht.

Im Uebrigen war Friedrich von Zollern in Wahrheit das Muster eines Bischofs. Im Jahre 1486 berief er eine Diözesan-Synode nach Dillingen, um die früheren Dekrete über Kirchenzucht in's Leben zu führen. Er selbst erfüllte die Pflichten seines Amtes, weihte Priester, Kirchen und die heiligen Oele, visitirte seinen Kirchensprengel, bemühte sich um Einführung der Reform in den Klöstern, oder baute solche auch wohl mit seinem eigenen Vermögen aus den Trümmern wieder auf. Die liturgischen Bücher: Missal, Brevier und Ritual, ließ er neu redigiren und drucken; bei der Revision des Breviers war Geiler mit thätig. Auch sonst genoß er großes Ansehen bei Friedrich III. und Maximilian, und auf den Reichstagen hatte er bedeutenden Einfluß. Wie er's in Straßburg gesehen hatte, so ordnete er auch an seiner Domkirche einen Pönitentiar an, der Beicht hören, in Stadt und Diözese nach Bedürfniß predigen und visitiren sollte. Erst am Abend seines Lebens sah er seinen

Lieblingswunsch in Erfüllung gehen: die Errichtung einer eigenen Dompredigerstelle. Dem Inhaber wurden, außer recht zahlreichen Predigten an das Volk, auch jährlich zwei Predigten für die Geistlichkeit insbesondere und wöchentlich ein Cursus der Theologie aufgelegt.

Wir besitzen von Bischof Friedrich auch ein geistliches Lied in deutscher Sprache, es ist „ein Gebet für Leben und Sterben" und eines der ältesten sogenannten Namenlieder; wenn man die Anfangswörter der einzelnen Strophen zusammenstellt, so erhält man: Friedrich von Zorn, Bischof zu Augsburg. Die erste Strophe lautet:

Fried' gib mir, Herr, auf Erden
Durch Deinen bittern Tod.
Laß mich nicht sieglos werden
In meiner letzten Noth,
Daß mir nicht werde bange
Bei Satans großer List,
Daß fest ich an Dir hange,
Den Lohn und Freud' erlange,
Wie mir versprochen ist [71].

Friedrich von Zollern starb am 8. März 1504. In seinem Testamente vermachte er seinem Kapitel und der Kathedrale 25,000 Gulden in Geldeswerth und 20,000 Gulden in Getreide. Sein Leichnam wurde hinter dem Domchore in der Kapelle St. Gertrud beigesetzt, wo er sich ein Grab hatte bereiten lassen. Dort findet sich auch seine einfache Grabschrift:

FRIDERICUS. DE. ZOLLERN. EPISCOPUS.

AUGUSTANUS.

PIETATE. INSIGNIS. MEMORIAE. SUAE. P.
OBIIT. ANNO. SALUTIS. M.D.V.
OCTAVA. MARTII.

X.

Geilers gelehrte Freunde und Gesinnungsgenossen.

Im Jahre 1488 war es nahe daran, daß die Stadt Straßburg ihres Lieblingspredigers beraubt worden wäre. Bei den vielfachen Uebelständen und Mißbräuchen, die er doch nicht heben konnte, war Geilern wohl der Gedanke gekommen, die Welt zu verlassen und sich in die Einsamkeit zurück zu ziehen. Er machte daraus kein Geheimniß, und daher ließ sich das Volk, das jedesmal aufmerksam seine Entfernung verfolgte, oft zu unbegründeten Besorgnissen hinreißen. Bereits im Jahre 1484 schrieb Schott bei einer längeren Abwesenheit Geilers an diesen: „Du kannst Dir nicht vorstellen, welche Unruhe und Verwirrung bei dem Volke herrscht, man meint eine Heerde ohne Hirten zu sehen." Ebenso geschah es im Jahre 1487; Schott konnte sich nicht auf der Straße sehen lassen, ohne daß man ihn von allen Seiten bestürmte, wo doch Geiler sei und wann er zurückkehren werde.

Geiler indeß konnte über seine Bedenken nicht hinüber kommen. Eben hatte er freudig seinen Freunden mitgetheilt, er sei Herr über seine Unschlüssigkeit geworden, da bot man ihm eine Predigerstelle in Basel an, und die Zweifel und Bedenken erwachten wieder. Wohl war es eine schwere Versuchung: dort eine gesicherte Stellung, der Aufenthalt in einer Universitätsstadt, der für Geiler und die meisten seiner gelehrten Zeitgenossen ganz besonderen Reiz hatte. Geiler muß sehr erregt und ergriffen gewesen sein, weßhalb Schott in einem langen Briefe ihn für seine bisherige Stellung zu erhalten suchte. „Wenn Gott Dich nicht geschickt hätte," so schreibt er, „um dem armen Straßburger Volke zu predigen, wenn Du nicht bereits manche Laster ausgerottet hättest, die nach Deinem Abgange sicherlich wieder aufkeimen werden, wenn nicht noch viel

Böses zu zerstören, viel Gutes anzupflanzen wäre, wenn nicht dieß ganze Werk durch Dein Weggehen auf's Spiel gesetzt wäre, dann würde ich den Baselern einen solchen Prediger gern gönnen und Dir zu einer würdigen Stellung Glück wünschen... Wohl würde es ein Werk christlicher Liebe sein, dem Baseler Volke den Weg des Heils zu zeigen, aber ein schöneres Werk ist es, hier zu bleiben, mit Rücksicht darauf, daß die Bevölkerung Straßburgs zahlreicher, verdorbener und weniger mit tüchtigen Seelenhirten versehen ist... Kannst Du Dich über Deine Zuhörerschaft beklagen? Sie ist zahlreicher als früher. Ueber den Gehorsam, den man Dir bezeigt? Um nicht von Dingen zu reden, die Gott allein bekannt sind, hast Du nicht, wenn es sich um Abstellung ungesetzlicher Gewohnheiten handelte, beim Magistrat, trotz des Widerstandes einzelner Mächtigen, eine unerwartete Nachgiebigkeit gefunden? Du wirst mir vielleicht entgegnen: ‚Wenn ich zu Straßburg solche Erfolge errungen habe, so wird's ja auch in Basel geschehen.' Aber soll man den einen Altar berauben, um einen andern zu schmücken? Trotz der angebotenen Vortheile, trotz ihrer Universität müssen die Baseler draußen betteln um Einen, der ihnen das Brot des göttlichen Wortes spendet, und betteln bis jetzt umsonst; glaubst Du, Deine Straßburger werden, wenn Du sie verlässest, einen Mann finden, der eine solche erst halb errichtete Stelle annimmt, besonders wenn Du, der Du so wenig Ansprüche machst, von derselben nicht befriedigt erscheinst?"

Geiler konnte darauf mit gutem Recht antworten, nicht er trage die Schuld davon, sondern Jene, die trotz seiner Vorstellungen es versäumt hätten, ihm eine erträgliche Stellung zu schaffen. „Mein Vater," so fährt nun Schott fort, „je beklagenswerther der Stand der Dinge ist, um so mehr bedarf es eines mitleidigen Mannes... Welcher Trost, wenn Du Dir sagen kannst, daß Du nicht die Gunst der Menschen, nicht weltlichen Vortheil gesucht hast, sondern Gott allein, und daß Du für Ihn viel Armseligkeit ertragen hast!... Wenn Du

hier bleibst, so wird man erkennen, daß Du Gott allein gesucht hast; gehst Du nach Basel, dann wird man, ich weiß nicht welche Gründe auffinden, um Deinen Abgang zu erklären. Die Gottesliebe wie die Nächstenliebe also verlangen, daß Du bleibest. Und wenn ich mich nicht irre, so ist das auch die Ansicht Deiner meisten Freunde."

Diese edle und feste Sprache fand denn auch Wiederhall in dem Herzen Geilers, und zu Aller Freude entschied er sich, an dem Posten zu bleiben, dahin die Vorsehung ihn gewiesen hatte. Durch diese Vorfälle und auf Betreiben Schotts wurde denn endlich auch die Angelegenheit mit Geilers fester und standesmäßiger Anstellung in ein beschleunigteres Tempo gebracht. Am 3. Juli 1489 wurde die Sache erledigt, die beim ersten Anblick so wenig verwickelt erscheint, aber durch den schon damals in seinem ganzen Glanze aufgehenden Formalismus der Verwaltung sich ganze zehn Jahre hindurch hingezogen hatte.

Aus der Sprache, die P. Schott gegen Geiler führt, hat der Leser entnommen, daß ihre Beziehungen an Vertraulichkeit keineswegs verloren hatten. Hörten wir eben den jungen Kanonikus im Eifer seines Patriotismus und vor Allem als Priester zu Geilern reden, so zeigt er sich unter andern Umständen sofort wieder als einen anhänglichen Sohn. Als Geiler einmal wieder sein theures Kaisersberg für einige Zeit aufsuchte, schrieb ihm Schott: „Alles geht gut, ausgenommen daß wir unglücklich wegen Deiner Abwesenheit sind. Die Stadt kommt mir vor wie eine Wüste, wenn ich an den Festtagen nicht zur gewohnten Stunde die Glocke ertönen höre, wenn ich nirgends diese zusammenströmende Volksmenge sehe, wenn ich nicht nur Deine weisen und einschlagenden Predigten, sondern auch unsere so anmuthigen Unterhaltungen entbehren muß. Komme doch bald zurück, mein Vater, oder laß mich zu Dir kommen!" [72]

Während Geilers Abwesenheit besorgte Schott dessen Geschäfte, nahm Aufträge an, öffnete die an ihn gerichteten Briefe

und schrieb ihm oft im Auftrage seiner Angehörigen. Als der Kanzelredner sich in Augsburg aufhielt, besorgten Schott und Roth mittlerweile die Reparatur seiner Wohnung, so daß er bei seiner Rückkehr seine Stube wohl ausgetrocknet und mit Mennig ausgemalt fand.

Es wurde bereits erwähnt, wie der eben erwähnte Johann Roth Geilern nach seiner Abreise von Augsburg dort als Prediger ersetzen sollte. Ist es dahin gekommen, so hat er doch keinesfalls lange ausgehalten. Denn in demselben Jahre 1489 hatte er in Straßburg einen wunderlichen Streit durchzuführen, der wohl der Erwähnung werth ist.

Auf Roth's Betreiben und unter seiner Aufsicht wurde im Münster ein Fresko-Gemälde ausgeführt, das unter der Form eines Y die beiden Wege zur Ewigkeit darstellte. Der schmale Arm des Y sollte der Weg zum Himmel, der breite der Weg zur Hölle sein. In dem letzteren fanden sich nun Personen jeder Art mit den Merkmalen ihres Standes und den Abzeichen ihrer Laster. Da hatte das spottende Talent des Künstlers freie Hand, und weder Prälaten noch Geistliche waren verschont geblieben. Niemand nahm Anstoß, nur Jene, die sich vorzugsweise zur Demuth verpflichtet hatten, die Mönche, zürnten, weil auch von ihren Leuten auf dem breiten Wege wandelten. Und die Barfüßer erhoben noch besonders Geschrei, weil einer von ihren Ordensbrüdern mit dem Geldbeutel in der Hand dargestellt war. Nicht als ob sie darin eine Verleumdung erblickt hätten; nein, es sei gegen ihre Privilegien, sagten sie; es sehe so aus, als ob ihnen der Erwerb und Besitz von Geld verboten sei. Und doch besäßen sie ein Privilegium des heiligen Stuhles, wonach sie Geld besitzen dürften, und Roth selbst müsse von diesem Gnadenbrief, der seinen Freunden in Mainz vorgezeigt worden sei, Kenntniß gehabt haben. Der Streit gewann bedeutenden Umfang, auch Schott wurde hineingezogen, das Ende des Kampfes ist uns nicht bekannt. Wie weit aber der würdige Pfarrer Roth von einer grundsätzlichen Feindschaft gegen die Klöster

entfernt war, mag der Umstand zeigen, daß er bald nachher in das Karthäuser-Kloster eintrat[73].

Noch einmal kehren wir zu unserm Schott zurück. Wie er mit allen durch Wissenschaft und Tugend hervorragenden Mitgliedern des Straßburger Klerus enge verbunden war, so scheint es unzweifelhaft, daß diese sich von Zeit zu Zeit, wie eine Art Akademie, zusammen fanden, um Fragen der Dogmatik, der Moral oder des Kirchenrechts zu erörtern. Schott war, wie seine nachgelassenen Werke ergeben, eines der eifrigsten Mitglieder dieser gelehrten Gesellschaft. So floß sein Leben friedlich und glücklich dahin; ernste Studien, Dichtung, Umgang mit ausgewählten Freunden füllten die Musestunden aus. Wimpheling erzählt uns, daß er von Zeit zu Zeit in der Kirche von Neu-Sankt-Peter predigte, in der Ueberzeugung, daß auch er Pflichten gegen die Gläubigen der Pfarre zu erfüllen habe.

Doch, so ruhig dieß Leben dahin floß, auch Schott lernte Schmerz und Leid kennen. Hart besonders war ihm der Verlust eines Freundes, den er wie einen Bruder liebte, des Adolf Rusch (Ruscus), eines ausgezeichneten Gelehrten, der dem Rudolf Agricola eng verbunden war. Rusch war mit einer neuen Ausgabe des Virgil beschäftigt, und Schott sollte den Stich der dazu gehörigen Vignetten überwachen. Da starb der junge Philologe zu Straßburg am 26. Mai 1489.

Im folgenden Jahr nahm Freund Bohuslaus von Hassenstein zu einer großen Reise in das Morgenland von Schott einen Abschied, der für die Ewigkeit sein sollte. Noch von Venedig aus schrieb er an Schott: „Dein Brief war mir sehr angenehm, aber noch angenehmer ist mir das unbefleckte Opfer, das Du wohl schon für mich darbringst; denn ich hoffe, es werde in Hinsicht auf die Reinheit Deines Glaubens und die Heiligkeit Deines Lebens dem Allerhöchsten wohlgefallen ... Nichts wäre mir lieber gewesen, als in Deiner Begleitung diese Reise zu machen; ich wollte es Dir vorschlagen; aber da ich weiß, wie sehr Dich die Deinigen lieben, wie schwer ihnen die

Trennung von Dir wird, so wagte ich nicht, ihnen davon zu sprechen. Was auch kommen mag, ich werde Dich nicht vergessen bis zu meinem letzten Lebenshauch."

Während Bohuslaus gen Aufgang zog, hatte Schott wenigstens den Trost, seinem früheren Lehrer Müller eine gesicherte Stellung zu bereiten, indem er ihn halb mit Gewalt in das Kapitel von Alt-Sankt-Peter hinein brachte. Es war eine der größten Freuden seines Lebens, es sollte seine letzte sein. Eine Epidemie — man nannte sie die Pest — brach im August zu Straßburg aus, viele Bewohner flüchteten. Schott blieb bei den Seinigen, aber seine Gesundheit war nie besonders stark gewesen, er starb als Opfer der Seuche am 12. September 1490, erst 33 Jahre alt.

Nicht bloß im Elsaß, im ganzen gelehrten Deutschland erregte Schotts Tod allgemeine Trauer. Ueber seine Wissenschaft, seine Tugend, seine Liebenswürdigkeit gab es nur eine Stimme, man lobte ihn als Gelehrten, zugleich aber auch als das Muster eines Priesters. Jodokus Gallus richtete eine Trauer-Elegie an die Stiftsherren von Neu-Sankt-Peter, Wimpheling verfaßte ihm eine Grabschrift. Als Bohuslaus bei seiner Rückkehr aus dem Orient die Trauerkunde vernahm, schüttete er sein Leid in einem Briefe an Geiler aus: er preist diese reine Seele glücklich, weil sie, den Leiden dieses Lebens entrückt, die Himmelsfreuden genieße, aber seine Thränen fließen, weil er einen Freund verloren, wie er niemals einen besessen habe, noch jemals erlangen werde.

Und Geiler? Wir finden nirgends in seinen Schriften einen Ausdruck seines Schmerzes, der doch sicher unendlich groß war; diese Natur von Stahl und Eisen verstand besser zu dulden, als ihren Schmerz auszudrücken. Tröstend mußte er zur Seite stehen dem gebeugten Vater, der seinen Sohn, die Freude und Ehre seines Alters, noch um vierzehn Jahre überleben sollte, der Mutter, die, ohne Zweifel durch diesen Verlust aufgerieben, bald nachher in's Grab sank. Um aber das Zusam-

menleben mit dem Verblichenen noch über das Grab hinaus fortzusetzen und ihm ein würdiges Denkmal zu errichten, suchte er Alles zusammen, was sich an Schriften, Gedichten und Briefen seines jungen Freundes auffinden ließ, und dieser zarten Anhänglichkeit verdanken wir das kostbare Buch, das uns Beide zugleich, den jungen Kanonikus und seinen würdigen Lehrmeister, so herrlich darstellt. Geiler freilich hatte nicht die nöthige Zeit für die Herausgabe, auch wohl keinen Geschmack für diese Art von Arbeit. Auf seine Bitten übernahm Wimpheling dieses Geschäft, und acht Jahre nach Schotts Tod erschien sein Nachlaß zu Straßburg unter dem Titel: „Petri Schotti Lucubraciunculae ornatissimae“, mehr als zweihundert Briefe oder Denkschriften, Dissertationen und andere ähnliche Stücke, alle lateinisch, und eine ansehnliche Zahl von Gedichten enthaltend [74].

Der einzige deutsche Brief von ihm, der sich erhalten hat, ist an seine Schwester Anna, Dominikanerin zu St. Margaretha, gerichtet. Er hat ihn von Bologna aus geschrieben und berichtet darin unter Anderem: „Da Du, liebe Schwester, mich gebeten hast, ich möchte Dich Deinem Vater St. Dominikus empfehlen, so wisse, daß ich das Versprechen, welches ich Dir bei meinem Abschiede gab, wohl im Gedächtnisse habe, wie ich mich denn befleiße, Dein nimmer zu vergessen; zu manchen Malen habe ich sein Grab in Deinem Namen geküßt. Wollte Gott, daß es ihm genehm wäre!“ — Anna Schott bewahrte diesen Brief sorgfältig, und später, wahrscheinlich nach ihres Bruders Tod, schrieb sie darunter: „Disen brif hat mir min allerliebster Bruder Petrus Schott geschriben von Bononi, in dem ersten jor, do wir von St. Agneß in diß closter stae Margreden kommen. Anna Schottin.“ Dann klebte sie ihn auf die Rückseite eines Buches, das ihr ebenfalls der liebe Bruder gegeben hatte und in welchem sich außer gedruckten lateinischen Predigten auch eine von P. Schotts eigener Hand geschriebene Erklärung des dreizehnten Kapitels vom Johannes-Evangelium,

die Synodalrede Geilers und ein lateinischer Commentar über die Psalmen befindet. Wem ein solches Geschenk für eine Klosterfrau vielleicht etwas seltsam vorkommen möchte, der bedenke, daß Anna Schott in Philosophie und Theologie schöne Kenntnisse besaß, daß sie, nach Wimphelings Bericht, viele Predigten Geilers genau niederschrieb, und wie sie einst den Kaiser Max in lateinischer Sprache begrüßte, so auch selbst Betrachtungen über das Leiden Christi schrieb und ein Leben der Heiligen verfaßte, das, wie der Hortus deliciarum der Herrad und wie so viele andere Schätze, bei der Belagerung Straßburgs im Jahr 1870 zu Grunde gegangen ist.

Der frühe Tod Peter Schotts hatte Geilern seinen treuesten Mitarbeiter geraubt, doch fand er fürder einen eifrigen Helfer an dem Manne, der damals unbezweifelt der erste unter den elsässischen Humanisten war, an Jakob Wimpheling. Geboren zu Schlettstadt im Jahr 1450, Zögling des Ludwig Dringenberg, der damals die berühmte Schule dieser Stadt leitete, hatte er seine Studien auf den Universitäten Freiburg, Erfurt und Heidelberg gemacht und war 1483 zum Licenziaten der Theologie befördert worden. Darnach hatte er vierzehn Jahre die Stelle eines Predigers in Speier versehen, unablässig mit literarischen Studien und Kämpfen beschäftigt.

Wimpheling war dort in einer guten Schule. Der Bischof von Speier, Ludwig von Helmstädt (1478—1504), einer der besten Kirchenfürsten des 15. Jahrhunderts, war eifrig in Diözesan-Synoden, Verordnungen und Visitationen, und als seine sterblichen Reste in dasselbe Grab gesenkt wurden, in welchem bereits zwei seines Stammes, Raban von Helmstädt, Erzbischof von Trier, und Reinhard von Helmstädt, Bischof von Speier, ruhten, da verlor die deutsche Kirche eine ihrer edelsten Zierden, die Kirchenreform einen ihrer eifrigsten Förderer [75]. Wimpheling verfaßte damals mehrere Anreden an die Speierer Synode, ein Gedicht zum Lobe der Bischofsstadt und verschiedene theologische Werke. Auch über die Grenzen der Diözese hinaus er-

streckte sich seine Thätigkeit; nach dem Berichte des Abtes Trithemius verfaßte er auch für die Reformsynode in Worms einen Vortrag.

Doch schon längst wünschte Wimpheling seinen Posten verlassen zu dürfen, einerseits wegen körperlicher Schwäche, die ihm das Predigtamt beschwerlich machte, andererseits aus Verlangen nach dem Lehrstuhl einer Hochschule; mit Peter von Blois hielt er dafür: Extra universitatem non est vita (fern von einer Universität läßt sich nicht leben). Er erhielt auch den Lehrstuhl der Literatur, den der Pfalzgraf eben an der Universität Heidelberg errichtet hatte. Drei Jahre später kam er nach Straßburg, wo Geiler ihn gastfreundlich aufnahm.

Wohl besaß Wimpheling nicht das feine und edle Wesen eines Peter Schott, der sich niemals zu persönlichen Angriffen hinreißen ließ, wie sie die Polemik Wimphelings nicht selten mißzieren. Dafür hatte er in seinem Charakter verwandte Züge mit Geiler: er war herbe und ernst, mehr zur Strenge als zur Milde geneigt und stets bereit zum Kampfe; und seine Charakterfehler wurden reichlich vergütet durch eine ernste und aufrichtige Männlichkeit, durch eine wahre Leidenschaft für das Gute, durch eine unbegrenzte Liebe für Kirche und Vaterland. So wurde er Geilers anderes Ich; gewissermaßen sein Sekretär, füllte er Peter Schotts Stelle aus. Er vollendete die Herausgabe der Werke Gersons durch den vierten Band, ließ auch die früheren drei Bände neu drucken, verfaßte auf Anregung Geilers ein Verzeichniß der Straßburger Bischöfe und trieb seinerseits den Kolmarer Kanonikus Sebast. Murrho an, eine deutsche Geschichte zu verfassen. Als diesen der Tod verhinderte, die letzte Hand an sein Werk zu legen, übernahm Wimpheling selbst diese Arbeit und veröffentlichte im Jahr 1505 diese „Epitome rerum germanicarum". „Es ist," sagt Janssen von ihr, „die erste von einem Humanisten geschriebene allgemeine deutsche Geschichte .... In lebendiger, edler, anziehender Darstellung feiert Wimpheling, um das Selbst-

gefühl der Deutschen zu stärken und die studirende Jugend zu ruhmvollen Thaten anzuspornen, die große Vergangenheit des Volkes, mit dem an Kriegsruhm und Tüchtigkeit der Sitte, wie an geistigen Leistungen keine zweite Nation der Erde sich messen könne. Schon allein durch die Erfindung der Buchdruckerkunst hätten die Deutschen sich als die größten Wohlthäter der anderen Völker erwiesen; in der Baukunst, in der Malerei und Bildnerei seien sie die vorzüglichsten Meister ... Am wohlthuendsten berührt das Buch durch seine innige Verschmelzung der treu kirchlichen und der treu vaterländischen Gesinnung, wie sich diese überhaupt nicht bloß in allen Bestrebungen Wimphelings, sondern in denen der ganzen christlichen Humanistenschule kund that." [76]

Von Wimpheling angeregt, schrieb der Abt Trithemius die erste Literärgeschichte Deutschlands; er und Geiler ermunterten den jüngeren Thomas Wolf, eine Geschichte der Stadt Straßburg vorzubereiten; und so ist Geilers Name mit den Anfängen der religiösen, politischen und Literär-Geschichte seines Landes verbunden. Geiler gab auch den Anstoß dazu, daß Wimpheling die Hymnen und die sonstige Liturgie revidirte; am Ende seines Lebens rief er noch einmal die scharfe Feder seines gelehrten Freundes zu Hülfe, um die Theologen gegen einen Humanisten der neuen Schule, den Jakob Locher genannt Philomusus, zu vertheidigen.

In Betreff der Abstellung von Mißbräuchen stimmten seine Gesichtspunkte und Gedanken vollständig mit denen Geilers; man ist überrascht, dieselben in seinen Schriften sogar bis auf die Lieblingsausdrücke des Predigers wieder zu finden, ein Beweis, daß Beide dieses Thema in ihren Unterhaltungen oft verhandelt haben müssen. Und wie Geiler, so arbeitete auch Wimpheling sein ganzes Leben lang an der Erhebung und Besserung des gesunkenen Klerus; das erstrebte er in seinen bereits erwähnten Synodal-Reden, zu denen noch eine auf dem Landkapitel zu Schlettstadt gehaltene hinzuzufügen ist; das erstrebte er in seinen Schriften über die dem Priester nothwendigen Tu-

genden, insbesondere in seinem Buche de integritate (Straßburg 1505), das er seinem sechzehnjährigen Zögling Jakob Sturm von Sturmeck widmete. Nach dem Vorgange Geilers und Schotts nahte er auch seinem Freunde Christoph von Utenheim, als dieser Bischof von Basel geworden war, mit weisen Rathschlägen und Mahnungen. Ihn möchte er, fern von den Wegen des damaligen Episkopats, auf die Pfade der früheren heiligen Bischöfe führen: zu der Leutseligkeit eines Augustin, zu der Weisheit eines Ambrosius, zu der Wißbegier und dem Studium eines Chrysostomus, zu der Freigebigkeit eines Nikolaus, zu dem Eifer eines Martinus, zu der Weisheit eines Remigius, zur Sparsamkeit eines Germanus, zur Beharrlichkeit eines Hilarius, zur Geduld eines Brictius, zur Gluth eines Amandus, zur Freundlichkeit eines Arbogast, zum Gottvertrauen eines Konradus, zur Herzensreinheit eines Ulrikus [77].

Um das Bild von Wimphelings Thätigkeit zu vollenden, dürfen wir nicht vergessen, daß er zahlreiche Schriften verschiedener Autoren aus dem Staube der Bibliotheken hervorzog und durch die Presse vervielfältigte: dahin gehören Abhandlungen des Wilhelm von Paris, Alberts des Großen, des hl. Bonaventura, des Heinrich von Hessen, Nikolaus von Dinkelsbühl, Johann Niders u. A. Wimpheling, den sein jüngster Biograph Wiskowatoff nicht ohne Grund mit unseren modernen Publizisten vergleicht, erkannte vollständig die Macht der Presse und bediente sich ihrer in der ausgiebigsten Weise, um gute Bücher und gute Lehren zu verbreiten [78].

Wimpheling war unbezweifelt der erste Pädagog seiner Zeit. Allerdings, die Ehre jener tiefen und gründlichen Reform des Unterrichts, deren eifrigster Verbreiter er war, gebührt dem Stifter der „Brüder vom gemeinsamen Leben", Gerhard Groote von Deventer († 1384). Diese Brüder vom gemeinsamen Leben, deren Ziel es war, durch Beispiel und Lehre das christliche Leben wieder zu erwecken, lebten ohne irgend ein Gelübde gemeinsam unter ihren Oberen und beschäftigten sich außer

Gebet und Betrachtung mit dem Abschreiben der heiligen Schrift, der Kirchenväter, Moralisten und Asceten. Die Gelehrtesten unter ihnen aber unterhielten Schulanstalten, die Allen, auch den Aermsten, offen standen und sich bald von den Niederlanden, wo Zwolle, Alkmaar, Herzogenbusch, Deventer je 600 bis 1500 Zöglinge zählten, nach Westfalen, Norddeutschland und endlich auch bis nach Schwaben verbreiteten. Zu ihren berühmtesten Freunden und Förderern gehören Cardinal Nikolaus von Cusa, selbst einer ihrer Zöglinge, Rudolf Agricola, Alexander Hegius, Erasmus, Rudolf Lange und Thomas von Kempen, der Lehrer des Ludwig von Dringenberg. Dieser Dringenberg gründete gegen 1450 die weitberühmte Schule zu Schlettstadt, wo er länger als vierzig Jahre unterrichtete. Ihm folgte Crato Hoffmann von Utenheim und diesem im Jahr 1501 ein Zögling Wimphelings, Hieronymus Gebweiler, der den Ruhm der Schlettstädter Schule über Deutschland und Frankreich ausbreitete. Im Jahr 1509 folgte Gebweiler einem ehrenvollen Ruf des Domkapitels zu Straßburg und übernahm die dortige Stiftsschule. Alle diese Männer gehörten der älteren soliden, ernsten und christlich gesinnten Humanistenschule an; mit Johann Sapidus (Witz), dem Nachfolger Gebweilers, zog auch in Schlettstadt der Geist der Neuerung ein, dem die blühende Schule erlag [79].

Die Kapitels-, Kloster- und Pfarrschulen fanden sich gegen Ende des Mittelalters mehrentheils in einem sehr vernachlässigten Zustande. Wimpheling und seine Freunde erstrebten darum eine zwiefache Verbesserung: es galt, neben dem christlichen Geist auch bessere Lehrmethoden einzuführen, als es die unverdaulichen Grammatiken des Alexander, des Tartaretus und des Petrus Hispanus boten. Deßhalb findet sich in den pädagogischen Schriften Wimphelings jenes eigenthümliche Gemisch von lehrenden Vorschriften und von moralischen Anweisungen; der Verfasser wendet sich zugleich an Lehrer und Zöglinge, er will ihnen ihre Mission zum Verständniß bringen und gibt ihnen

mit den Vorschriften zugleich das Beispiel, indem er die Moral mit der Literatur mischt.

Daß Geiler auf die Ideen Wimphelings vollständig einging, läßt sich denken. Es fehlte in Straßburg zu Ende des 15. Jahrhunderts nicht an Schulen; woran es fehlte, wonach auch Schott verlangte, das waren tüchtige Lehrer, das war der ernste Geist des Studiums, das war die Durchdringung des Unterrichts mit religiösen Grundsätzen. Um nach dieser letzten Seite hin auf Lehrer und Schüler einzuwirken, sollten nach Geilers Willen die Lehrer verpflichtet werden, ihre Zöglinge an allen Tagen der Fastenzeit in seine Predigten zu führen. Da er aber hier auf Schwierigkeiten stieß, so suchte er durch das Domkapitel diese Absicht wenigstens mit der Stiftsschule zu erreichen. Eine Stiftung des Stephan von Utenheim bestimmte dafür jedem Lehrer am Schlusse der Fastenzeit einen Goldgulden. Auch die Berufung Gebweilers nach Straßburg war ein Werk Geilers. Mehr noch; sein Plan ging dahin, daß Straßburg auch eine Art von höherer Schule erhalten sollte. Als es sich im Jahr 1500 darum handelte, einen Syndikus der Stadt zu wählen, lenkte Geiler die Blicke der Senatoren auf Sebastian Brant, damals Professor der Rechte an der Universität Basel. „Brant könnte dann," so meinte Geiler, „täglich den Bürgersöhnen Vorlesungen halten, damit sie nicht gezwungen sind, die Wissenschaft mit großen Kosten im Ausland zu suchen." [80] Brant wurde wirklich nach Straßburg berufen, aber Geilers Wunsch in Betreff seiner Vorlesungen scheint nicht in Erfüllung gegangen zu sein.

Wimpheling seinerseits trat in seiner Schrift „Germania ad rempublicam Argentinensem" beim Magistrat mit dem Vorschlage auf, in Straßburg ein Gymnasium, ohne alle Kosten für die Stadtgemeinde, zu gründen, „damit die Bürgerkinder, die bisher zu früh und mit mangelhafter Vorbildung ihre Vaterstadt verlassen mußten, noch fünf oder mindestens doch drei Jahre, ohne große Kosten und ohne sich von ihren Eltern

zu trennen, die Wissenschaften studiren und sich entweder gründlich auf die Universitätsstudien vorbereiten oder sich zum Eintritt in einen Orden, für den niederen Justizdienst, für Handelsgeschäfte oder für die Uebernahme städtischer und staatlicher Aemter befähigen könnten. Das wäre ihnen besser, als Vögel fangen, bankettiren, spielen, sich frisiren und in schlechter Gesellschaft verderben lassen, wie es jetzt, Dank der Sorglosigkeit der Eltern, so vielfach geschieht".

Wimpheling vertheidigt seinen Plan schon von vornherein gegen verschiedene Einwürfe. Ein solches Gymnasium werde keineswegs die bestehenden Stifts- und Klosterschulen beeinträchtigen, sich im Gegentheil an diese als Fortsetzung anschließen; es werde auch nicht — ein für die Zeit sehr bezeichnender Einwand — die Zahl der Priester ungebührlich vermehren, sondern vielmehr zur Förderung der bürgerlichen Gewerbe und zum Staatswohl beitragen. Das Projekt kam nicht zu Stande; an der Spitze der Gegner desselben finden wir den Franziskaner Thomas Murner, den berühmten Verfasser der „Narrenbeschwörung" und der „Schelmenzunft".

Um die geringe Zahl von weisen und tugendhaften Priestern zu vermehren, richtete Geiler an den Bischof Albert eine Denkschrift des Inhalts, aus der Frauenabtei St. Stephan, wo die strengere Ordensregel nicht recht Wurzel schlagen wollte, eine Theologenschule zu machen, an der Weltgeistliche: Doktoren und Baccalaurei der Theologie sowie Kanonisten, den Unterricht übernehmen sollten. An Schülern werde es nicht fehlen. Das Haus sollte, nach Geilers Absicht, eine Pflanzstätte für Volksprediger, Pfarrgehülfen, Beisitzer der geistlichen Gerichtshöfe, Beichtväter und Visitatoren werden. Aber die St. Stephans-Abtei war ein allzu guter Bissen für die Töchter des ganzen elsässischen Adels, und Albert von Bayern nicht der Mann für heroische Entschlüsse. Erst drei Jahrhunderte später und nach vielen Revolutionen ist die alte Abtei als Seminar eine Pflanzstätte für das Priesterthum geworden.

Wimphelings Plan dagegen wurde bereits im 16. Jahrhundert durch seinen Zögling Sturm von Sturmeck ausgeführt. Um die Verbesserung des Unterrichts in der lateinischen Sprache machte Wimpheling sich durch seine Werke „Elegantiae majores“ und „Isidoneus germanicus“, um die Erziehung im Geist des Christenthums durch sein Buch „Adolescentia“ verdient. Noch vor aller Grammatik sollen die Lehrer ihren Zöglingen das Glaubensbekenntniß, das Vater unser, den englischen Gruß und die Gebete vor und nach dem Essen beibringen. In dem Buche Adolescentia finden dann Lehrer wie Schüler eine christliche Pädagogik mit einer Blumenlese aus den Lehrbüchern der hl. Schrift, aus Seneka, aus Laktanz und Hieronymus, weiter aus Bernardus, Aeneas Sylvius, Petrarka, Joh. Gerson, und endlich aus den Zeitgenossen Hermann Busch, Thomas Wolf, Geiler und Wimpheling selbst.

XI.

Fortgesetzte Reformbestrebungen. Entmuthigung.

Während Geiler so die Schlachten des Herrn kämpfte, war Jahr um Jahr vergangen und das Greisenalter für ihn gekommen. Achtundzwanzig Jahre war er in Straßburg, da starb am 20. August 1506 zu Zabern Bischof Albert, Herzog von Bayern. Die Geschichtschreiber loben Alberts friedlichen Charakter; er lebte während seines ganzen Episkopates in gutem Einvernehmen mit seiner Bischofsstadt; erhob sich ein Zwist, so legte er ihn stets auf würdige Weise bei, ganz abweichend von seinen nur allzu kriegerischen Vorgängern. Thätig befaßte er sich mit dem zeitlichen Wohl seines Bisthums, erwarb versetztes Besitzthum desselben zurück, erneute und vermehrte die festen Plätze und verschönerte das bischöfliche Schloß zu Zabern, wo er seine stete Residenz aufschlug. Auch mit einer Visitation seiner Diözese machte er den Anfang; aber der Widerstand,

dem er begegnete, verleidete ihm die Sache. Da überließ er diese Angelegenheit an Christoph von Utenheim, der später Bischof von Basel wurde, und an zwei andere Stiftsherren von St. Thomas, denen er als vierten unsern Geiler zugesellte. Kaum hätte er besser wählen können; aber der Mangel an Energie seinerseits, unter dem seine Commissare zu leiden hatten, Appellationen nach Rom und bald eintretender Ueberdruß ließen die Hoffnungen, die man auf diese kirchliche Einrichtung setzte, nicht zur Blüthe gedeihen.

Im Uebrigen fand Geiler in seinen Reformbestrebungen bei Bischof Albert wenigstens keine Hindernisse. Waren die Sitten Alberts in seiner Jugend eines Priesters oder Bischofs allerdings wenig würdig, so zeigte er doch im reiferen Alter mehr Spuren von Gottesfurcht und Frömmigkeit, als manche seiner Vorgänger, las an hohen Feiertagen Messe, reichte am Gründonnerstage seinen Hausgenossen selbst die heilige Communion und empfing in seiner letzten Krankheit die Sterbesakramente mit vieler Andacht. Geiler allerdings legte an einen Bischof einen viel strengeren Maßstab und sprach nicht ohne übertriebene Härte von ihm.

Sonntags vor der Wahl eines neuen Bischofs sprach er zu den Gläubigen, und nachdem er sie zum Gebete für eine glückliche Neuwahl aufgefordert hatte, verbreitete er sich über die Eigenschaften eines guten Bischofs; er fand sie in den Versen des bekannten Hymnus Iste confessor: fromm, umsichtig, bescheiden, keusch, nüchtern, sittsam, ruhig (pius, prudens, humilis, pudicus, sobrius, castus, quietus)[81]. Dann ruft er den Wahlberechtigten zu, sie möchten wählen in reiner Absicht, nicht mit Rücksicht auf Verwandtschaft und Freundschaft, auf zeitlichen Nutzen oder fleischliche Begierden. Sie sollen bedenken, wie das Straßburger Bisthum, wie besonders sein Klerus von den Banden der Laster gefesselt ist, und das eben durch die Schuld der früheren Bischöfe, die von einem Bischof mehr nicht als den Namen trugen und ihre Diözese verdarben durch Nach-

lässigkeit und schlechtes Beispiel, der eine durch Streitsucht, der andere durch weltliche, üppige und fleischliche Gesinnung. Uns thut ein Bischof Noth, der das Bisthum wieder für sich erobert, der sich mit tugendhaften Rathgebern umgibt, nicht mit Angebern, Schmeichlern, Hofschranzen und Betrügern. Wählet einen Bischof ohne Ehrgeiz, der nicht nach der Bischofswürde strebt und intriguirt, der nicht wie ein Herrscher, sondern wie ein Vorbild der Heerde seinen Klerus regiert, einen Bischof ohne Geldgeiz, keusch, milde, friedfertig, nicht ergeben der Unmäßigkeit, einen Hirten, nicht einen Schinder seiner Schafe, einen Bischof, der nicht ein Sklave seiner Trägheit ist, sondern eifrig im Dienst des Herrn, der Messe liest, predigt, zu Priestern weiht, Chrisam segnet, der sich mit dem Geistigen befaßt und Anderen die Sorge um das Zeitliche überläßt. Wählt Ihr einen solchen Bischof, dann werden die Gläubigen frohlockend ausrufen: Gelobt sei der Gott Israels, weil wir einen Bischof sehen, wie wir ihn seit hundert Jahren nicht gehabt haben! Freuen sich die Engel über einen Sünder, der Buße thut, welche Freude für sie die Wahl eines Bischofs, der da arbeiten wird an der Bekehrung nicht eines einzelnen, sondern vieler tausend Sünder!

Noch einmal spricht er den Wahlberechtigten mit ganzer Schärfe ins Gewissen und erinnert sie an die Größe ihrer Verantwortung, wofern sie nicht, hier nach Christi Spruch, zuerst und vor Allem das Reich Christi suchten und seine Verherrlichung [82]. Gewiß, trotz einiger leidenschaftlichen Uebertreibungen war das eine wahrhaft apostolische Rede. Aber wenn sie Geiler zur Ehre gereicht, so gehörte doch unverkennbar auch Seitens seiner hochgestellten Zuhörer, unter denen sich drei Markgrafen von Baden, vier Prinzen von Bayern und viele Grafen befanden, ein gewisser Adel der Gesinnung dazu, um eine solche Rede zu veranlassen — denn man kannte ja Geiler von dieser Seite — und zu ertragen. Und noch ehrenwerther erscheint es, wenn ein hohes Domkapitel sich vor dem Ansehen dieses armen Prie-

sters beugte und mit Einmüthigkeit, fast gegen alle Erwartung, zum Bischof einen Mann erkor, der vielleicht am meisten alle die von Geiler geforderten Eigenschaften an sich trug, dazu einen der jüngsten Domherren zu Straßburg: den Grafen Wilhelm von Honstein.

Fünf Tage nach dieser Wahl hielt Geiler dem verstorbenen Bischof in lateinischer Sprache die Leichenrede. War seine Wahlrede an das Kapitel gegen den Verstorbenen schon strenge gewesen, so zeigt die Leichenrede eine wirklich unversöhnliche Härte, an der man die bittere Nachwirkung eines achtundzwanzigjährigen Ringens gegen die Mißbräuche der Zeit und die Absicht, auf die versammelten hohen Würdenträger und vor Allen auf den neugewählten Bischof eindringlich einzuwirken, nicht verkennen kann.

Er hätte, beginnt er, diese Rede gern einem Andern überlassen, da er mehr gewohnt sei, in der Volkssprache als lateinisch zu predigen; nun möge man denn in seinen vielleicht allzu lebhaften Ausdrücken nicht Persönlichkeiten finden, sondern eine brüderliche Zurechtweisung im Geiste der christlichen Liebe. Sonst pflege man in Leichenreden die hohe Abkunft, die Glücksgüter, die Tugenden und Unternehmungen des Verstorbenen zu rühmen; er hingegen wolle seiner Lobrede eine solidere Grundlage geben durch jenen Text der heiligen Schrift, in welchem Paulus seinen Jüngern Timotheus und Titus die Lebensregel eines Bischofs aus einander setzt. „Ein Bischof soll tadellos sein, guten Rufes, nüchtern, keusch, bedächtig, gastfrei u. s. w.“ Und bei jedem Worte fallen seine Hiebe schwer und dicht auf die Prälaten seiner Zeit. „Er soll seinem Hause wohl vorstehen.“ Ja wohl, er soll die Reform an seinem eigenen Hause beginnen, er soll die Schurkereien und Tyranneien des Promotors und Prokurators, er soll die ungerechten Vorladungen und Klagen verhindern und der Straflosigkeit seiner Beamten ein Ende machen. Er soll die langwierigen Prozesse und die endlosen kostspieligen Schreibereien aus der Welt schaffen; er soll die Zahl der Excommunikationen einschränken, die oft aus

den nichtigsten und durch und durch profanen Gründen verhängt werden, während sie doch nach dem Willen Christi das schwerste und letzte Strafmittel sein sollen für Jene, welche die Kirche nicht hören wollen. Bei dieser Gelegenheit donnert er gegen den Luxus der Bischöfe, der sie stets in neue Geldnoth bringe. „Aber er ist ja auch Herzog, er muß den Glanz seiner Würde behaupten! Ist er ein Herzog, so mag er den Herzog spielen aus den Revenüen seines Fürstenthums, nicht aus denen seiner Diözese!“

Jetzt käme der zweite Theil seiner Rede, und es bliebe darzustellen, wie der Verstorbene nach diesem apostolischen Bilde eines Bischofs sein Leben, seine Diözese, sein Haus eingerichtet habe. „Ja, das müßte ich Alles im zweiten Theile darstellen; aber ich bin zu ungeschickt dazu, und überdieß fehlt es an Zeit, die Stunde ist vorüber. Ich muß das also auf später verschieben, oder vielmehr ich habe gedacht, diese Sorge einem Anderen zu überlassen, der besser als ich die Sitten des Verstorbenen kennen mag. Lebt wohl!“ So schloß die Leichenrede auf den mächtigen Herrn Albert von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein und Fürstbischof von Straßburg.

Der neu erwählte Bischof vereinigte glücklicher Weise die Eigenschaften in sich, die seinen Vorgängern abgingen; „er war,“ sagt ein protestantischer Geschichtschreiber, „ein wirklich verdienstvoller Mann, der die neu erwachten Studien beschützte und einen sittlichen und frommen Klerus wollte.“ [83] Fähigkeit und Beredsamkeit hatte er auf den Universitäten Freiburg und Paris, Erfahrung in der Leitung einer Diözese trotz seines jugendlichen Alters als Generalvikar des erkrankten Bischofs von Mainz erworben. Da er bei seiner Erwählung erst Subdiakonus war, so empfing er noch in demselben Jahre die Priesterweihe und bald nachher die Bischofsweihe im Münster durch Ernst Herzog von Sachsen, Erzbischof von Magdeburg und Primas von Deutschland, in Gegenwart des Kaisers Max, der sich gerade in der Stadt aufhielt.

Voll Verlangen, sein Amt gewissenhaft zu versehen, bat der neue Bischof Geiler um seinen Rath, und dieser führte dasjenige, was er bereits in der Gedächtnißrede auf Bischof Albert gesagt hatte, in einer längeren Abhandlung über die Pflichten eines guten Bischofs aus. Mit Freuden erlebte er, wie Bischof Wilhelm im Jahre 1508 am Frohnleichnamsfeste das Hochamt im Münster celebrirte und bei der feierlichen Prozession selbst das Allerheiligste trug. Auch versuchte der Neuerwählte, Zucht und Ordensregel in den Klöstern einzuführen; aber Mönche und Nonnen appellirten nach Rom, Geiler wiederum appellirte dagegen; es blieb beim Alten. Das war ja der große Kunstgriff bei den Gegnern der Reform: für den Augenblick den Eifer der Kirchenverbesserer aufzuhalten, die Sache in die Länge zu ziehen, mit Geld, Lügen und Ränken bei den deutschen Sachwaltern in Rom ihre schlechte Sache zu vertheidigen, in solcher Weise die Gegner müde und mürb zu machen und dann vor dem Volke ihren Sieg als den der gerechten Sache auszurufen.

Geiler seinerseits benutzte die Anwesenheit des Kaisers für seine Reformideen. Längst kannte er den edlen Fürsten, der ihn im Jahre 1503 nach Füßen in den Julischen Alpen zu sich hatte rufen lassen, wo denn Geiler zu verschiedenen Malen in Gegenwart des Hofes über die Nothwendigkeit des Friedens unter den christlichen Fürsten und über die unerträglichen Gewaltthaten der Raubritter gepredigt hatte. Außerdem hatte der Kaiser ihn über manche wichtige Angelegenheit zu Rathe gezogen und seinen schriftlichen Bericht verlangt; Geiler stellte für ihn eine Auswahl von Sentenzen zusammen, geeignet für einen Fürsten, der das Wohl seiner Untergebenen ernstlich will. Maximilian behandelte ihn mit der ihm eigenen Leutseligkeit, ja, wie Geiler selbst berichtet, er litt nicht, daß jener in seiner Gegenwart das Barett absetzte; er verlieh ihm 1501 den Titel eines kaiserlichen Kaplans; so oft er nach Straßburg kam, — und das geschah von 1492 bis 1511 zwanzigmal — machte er sich ein Vergnügen daraus, den Reden des Predigers beizuwohnen.

Im Jahre 1492, so erzählt ein Chronist, fand er sich eines Tages mit dem Bischof, dem hohen Domkapitel und vielen hohen Herren zusammen, als Geiler sein Lieblingsthema von der Nothwendigkeit einer Reform behandelte und also schloß: Bis dahin seien alle Anstrengungen vergebens gewesen; Gott werde andere Reformatoren schicken; schon seien sie unterwegs; wohl werde er selbst sie nicht mehr sehen, aber manche seiner Zuhörer; es könne nicht mehr so bleiben, „es muß brechen!" Und ein andermal soll er nach demselben Chronisten wiederum in Gegenwart des Kaisers gesagt haben: „Da Papst, Kaiser, Könige und Bischöfe es nicht wollen, so wird Gott einen Mann senden, der die Reform ausführt und die gesunkene Religion wieder hebt. Möchte ich doch diesen Tag sehen! — aber ich bin schon zu alt; viele von Euch werden den Tag erleben, dann denkt daran, daß ich es vorausgesagt habe."[84]

Vergessen darf man freilich nicht, daß der Chronist Speckle, der diese beiden Aussprüche mittheilt, in Bezug auf die Wahrheit der Thatsachen gerade keine große Sicherheit bietet. Indessen könnte Geiler nach seinem ganzen Wesen und Verhalten sich wohl zu solchen Aeußerungen haben fortreißen lassen, die der Mißdeutung unterliegen. Auch haben ja, als der rechtgläubige Theologe in Geiler fast vergessen war und man in ihm nur noch den eingefleischten Gegner aller kirchlichen Mißbräuche sehen wollte, die Straßburger Abgesandten auf dem Reichstage zu Nürnberg (1522) sich für ihre Hinneigung zu den Lehren Luthers auf das Ansehen ihres großen Predigers berufen: „Was die Anklagen gegen Priester und Mönche betrifft, so haben wir solche schon seit zwanzig Jahren, also lange vor dem Auftreten Luthers, gehört. Dazumal predigte Geiler in unserm Münster, und oft hat er mit dem verstorbenen Bischof Albert, mit dem Bischof Wilhelm und mit dem Magistrat verhandelt über die Mittel, um das Leben der Mönche und Geistlichen zu bessern; aber Alles war umsonst."[85]

So beuteten die Neuerer das Andenken Geilers aus und

versuchten, ihre Lehren und ihre Angriffe gegen die Kirche unter seinen Schutz zu stellen. Sicherlich konnte Keiner von den Senatoren, Keiner von den Straßburger Priestern, die zu Luthers Banner übergingen, diesen Anspruch auf Geiler als Gesinnungsgenossen im Ernst erheben: sie gehörten ja gerade in die Reihe derjenigen, deren eigene Reform Geiler sein ganzes Leben hindurch mit so großem Eifer verlangt hatte. Luther erkannte das besser, und unterließ es, sich jemals auf Geilern zu berufen, der ihm doch als Prophet und Vorläufer nur hätte willkommen sein können. Dagegen kann man wohl zugeben, daß bei dem gewöhnlichen Volke der Name Geilers, der mit so mächtigem Worte und mit so schneidender Schärfe die Laster seiner Zeit, vor Allem auch die der Geistlichkeit, gegeißelt hatte, daß dieser Name manchen nicht genugsam geschulten Mann berücken konnte, so daß er, als man die Reform von allen Dächern ausrief, in seiner Einfalt meinte, es sei dieselbe Reform, die Geiler so eindringlich und ausdauernd gepredigt hatte. Die unterrichteten Männer allerdings ließen sich nicht lange täuschen; auch Wimpheling und Murner und so viele andere der Kirche ergebene Männer begrüßten Anfangs mit Freuden die Erscheinung Luthers; aber bald wandten sie sich mit Schmerz ab, wohl erkennend, daß er nicht der von Geiler ersehnte und verkündigte Reformator sei.

Was nun Geiler anlangt, so war er, wie es scheint, ermüdet von so viel fruchtlosen Anstrengungen, gegen das Ende seines Lebens dahin gelangt, an einer Reform zu verzweifeln. Vor seinem Blicke standen die Concilien zu Constanz und Basel, und in bitterem Hohn rief er aus: Das ganze Concil von Basel vermochte nicht, Zucht und Regel in einem Frauenkloster herzustellen, das von dem Magistrat der Stadt gehalten wurde; wie erst, wenn es sich um adliche und mächtige Mannsklöster, wie erst, wenn es sich um die ganze Christenheit handelt? — Wenn jedoch, so fügt er hinzu, eine allgemeine Reform unmöglich ist, so kann doch im Einzelnen jeder Obere seine Untergebenen re-

formiren: ein Bischof seinen Sprengel, ein Abt sein Kloster, ein Senat die Stadtgemeinde, ein Bürger sein Haus. Das wäre doch nicht so schwer [86].

Aber für sein Gefühl ging auch diese Art von Reform viel zu langsam voran. Er fürchtete die letzten schweren Gottesgerichte, und, auch hierin mit Sebastian Brant übereinstimmend, glaubte er fest, daß der Antichrist nicht lange mehr ausbleiben könnte, und zwar, so sagte er, aus drei Gründen: erstens wegen der Masse von Büchern, zweitens wegen der Masse von Gelehrten, und drittens wegen der Masse von Abläßen. Es sind das, meinte er, drei Dinge, die von der großen Barmherzigkeit und Gnade Gottes zeugen; denn zu der Zeit, da der Glaube wankt, muß nothwendig ein außergewöhnlicher Ueberfluß von Gnaden eintreten; aber all diese überfließenden Gnaden werden in unseren Tagen mißachtet, und das ist eben wieder ein Zeichen der letzten Zeit [87].

Zu anderen Zeiten erfaßte ihn der Gedanke, Gott werde sich der Türken bedienen, um das entartete Europa zu züchtigen. Dann wiederum hoffte er von der göttlichen Barmherzigkeit die Sendung eines Propheten; so fest war er überzeugt einerseits, daß das Uebel durch keine menschliche Macht geheilt werden könne, andererseits, daß Gott seiner Kirche helfen werde, nöthigen Falls auch durch ein Wunder.

Wir müssen indeß gestehen, und der Leser wird ebenfalls unserer Ansicht sein: Geiler übertrieb das Uebel, wie jener prophetische Feuersohn des alten Testamentes, der das Wehen des göttlichen Geistes nicht erkannte und bei dem großen Abfalle Israels jene Siebentausend übersah, die ihre Kniee nicht vor Baal gebeugt hatten. Auch Geiler bemerkte unter all' den tausenden von Hindernissen und Hemmungen nicht, wie eine heilsame Reform langsam und geräuschlos, ja großentheils durch seine eigenen Anstrengungen, sich zu vollziehen begann. Gab es ja doch in der That nur e i n praktisches Mittel, die Kirche zu ihrem früheren Glanz zurückzuführen, nämlich einen besseren

Klerus heranzubilden und so die Christenheit durch ein neues Apostolat zu regeneriren. Diesen Weg hatte Gerson verkündigt, Geiler zeigte ihn, seine Freunde lenkten bereits entschieden auf diese Bahn ein. Und Geilers Geschichte hat uns ja gezeigt, wie viel bereits auf diesem Wege zur Reform der Kirche geschehen war. Das konnte ja eigentlich nicht übersehen werden. Aber Geiler stand den Begebenheiten allzu nahe, er war allzu eifrig, als daß er gerecht gerichtet hätte; er schlug das bereits errungene Gute für nichts an, indem er das immer noch gebliebene Böse sah; und so lange noch etwas zu thun blieb, meinte er nichts gethan zu haben. Da liegt das Geheimniß seiner Entmuthigung; aber die Thatsachen selbst zeigen, daß er sein Leben nicht vergebens dem Dienste Gottes und seiner Kirche geweiht hat.

XII.

Geilers Tod und Charakteristik. Ein Reformator seiner selbst.

Endlich schlug die Stunde der Ruhe für den mächtigen Streiter Christi. Die Freunde seiner früheren Tage waren einer nach dem andern abgetreten: Johann Symler, Peter Schott mit seiner ganzen Familie, Johann Roth, Friedrich von Zollern; und mit Wimpheling, der aber nicht mehr in Straßburg verweilte, war Geiler fast als der einzige übrig geblieben von jener starken Schaar, die mit ihm das Werk einer Reform im Elsaß unternommen hatte. Wohl stand Geiler auch jetzt nicht allein, jüngere Freunde und Gesinnungsgenossen schlossen sich ihm an; aber für den Greis ist nichts trauriger, als die Oede, die der Tod um ihn her schafft. Geilers früherer Humor war umdüstert; blieb sein Eifer unerloschen, so stand ihm doch nicht mehr die Hoffnung auf den Sieg zur Seite. So erschreckte es ihn nicht, als einige Monate vor seinem Tode eine fromme

Person zu Augsburg, die wie der selige Nicolaus von der Flüe keine Nahrung zu sich nahm, ihm schriftlich mittheilte, daß sein Lebensende bevorstehe.

Zum letzten Male predigte er Sonntags nach Weihnachten, am Neujahrstage 1510, im Münster. Von da ab griff seine Krankheit rasch um sich, die Wassersucht entwickelte sich, und am 10. März, dem Sonntag Lätare, hauchte er etwas nach Mittag in Gegenwart von drei Freunden seine starke Seele aus. Am folgenden Tage wurde er beerdigt und Mittwochs darauf die Leichenfeier unter großer Theilnahme vollzogen: das Kapitel mit zahlreichen Priestern, der ganze Senat und das Volk drängte sich; Schluchzen und Thränen der Menge waren seine beredteste Grabpredigt. Seinem testamentarisch ausgesprochenen Wunsche gemäß wurde sein Leichnam zu Füßen der großen Kanzel beerdigt, von welcher er das Volk mehr als zweiunddreißig Jahre lang belehrt hatte. Wir wissen nicht, ob die großen Revolutionen dieses Grab geschont haben, von dem jetzt kein äußeres Zeichen mehr Kunde gibt.

Die Johannisherren vom grünen Werth, mit denen Geiler im Leben enge verbunden war, ließen ihm eine Inschrift im Münster setzen und eine zweite in ihrer eigenen Kirche. Die erste besteht aus zwei von Sebastian Brant verfaßten Distichen:

Quem merito defles, urbs Argentina, Joannes
Geiler, monte quidem Caesaris e genitus,
Sede sub hac recubat, quam rexit praeco tonantis
Sex prope lustra docens verba salutifera.

Diese Verse sind der Anfang eines längeren Epitaphiums, welches der Verfasser auch in deutsche Reime gesetzt hat:

Den alles Stroßburg weint billich,
Johannes Geiler lobes rich,
Den Doctor Keisersperg man nant,
Um den trurt warlich Doctor Brant,
Das er gestorben ist in zyt;
Hie under disem stul er lyt,

Den er ob dreissig jaren hat
Regiert wol in predigers stat.
Er was ein gzierd der geistlicheit,
Ein spiegel aller miltigkeit,
Ein liebhaber fridens vnd tugend,
Ein vnderweiser alt vnd jugend,
Ein pflanzer der gerechtikeit,
Ein besunder feiend der boßheit,
Laster vnd böse werk ußrüter,
Der sünden strofer vnd bedüter *),
Ein trost vnd zuflucht aller armer,
Ein milter vatter vnd erbarmer,
Senft in zugang, fruntlich vnd gütig,
Still, ufrecht, dapfer vnd demütig,
Nit ein ußnehmer der personen,
Sein ler vnd straf thet niemans schonen,
Sunder mit gleicher wag vnd moßen
Acht er den kleinen vnd den großen.
Hat sich mit pfrunden nit beladen,
Noch die gehuft **) zur selen schaden,
Sunder hat sich verniegen lon ***)
Mit dem ampt, das er hat gethon.
Reichtum vnd ere vnd großen bracht
Hat er durch willen Gots veracht.
Die pfrunden pfenning-prediger
Hat er gestraft stets durch sein ler.
Standhaft vnd stif ist er gesein
In worten vnd in werken sein,
Nit hat er sich bewegen lon
Als das ror von dem wind ist gewon.
Was er mit worten hat gelert,
Hat er mit werken vor fürkert †),
Recht gute werk vor hin gethon,
Damit gelert im nach zu gon.
Zytliche freud vnd uppig ere
Der welt hat er geflohen sere,

*) Zurechtweiser. **) gehäuft. ***) begnügen lassen.
†) vorher Anregung gegeben.

Gelesen stets die heilig gschrift
Vnd was der selen heil antrifft.
Darum hat er durch vil der tugend,
Durch gute werk von seiner jugend
Verdient on zweifel solchen lon,
Der ewiglich nit würt zergon.
Vf Letare ist er gestorben,
Ewige freud bei Got erworben,
Die im Got mere, auch uns allen.
Amen sprech wem es thu gefallen [88].

Die zweite Inschrift wurde im Jahre 1633 bei der Niederreißung der St. Johannis-Commende ebenfalls in's Münster hinüber gebracht und findet sich noch jetzt mit der ersten am Fuße des ersten Chorpfeilers nach dem Uhrwerke zu. Wir kennen nicht die Inschrift, die auf Geilers Grab selbst gesetzt wurde; aus Beatus Rhenanus muß man schließen, daß sie einfach und in gothischen Buchstaben ausgeführt war. Dieser Beatus Rhenanus zeigt sich darüber sehr empfindlich, er hatte nämlich selbst ein sogenanntes klassisches Epitaphium verfaßt, in welchem er den Verstorbenen einem Perikles, Sokrates und Numa Pompilius zur Seite stellt, das aber zu seinem großen Aerger zurückgewiesen wurde [89]. Nicht besser erging es Wimpheling, und auch er klagt über jene Verächter der zierlichen lateinischen Dichtkunst, über jene Ignoranten, die seiner feinen Arbeit die einfache alte Formel vorzögen: Im Jahre des Herrn .... starb der Herr Johannes .... seine Seele ruhe in Frieden.

Auch noch andere Zeitgenossen brachten dem Andenken Geilers ihren Tribut: Beatus Rhenanus verfaßte eine Biographie des großen Predigers, zwar kurz, aber elegant geschrieben; Wimpheling seinerseits beeilte sich, noch eine Reihe von Notizen hinzuzufügen, in denen er Gelegenheit nimmt, auch seine eigene Person genugsam hervortreten zu lassen.

In seinem 1505 verfaßten und 1507 umgearbeiteten Testament hat Geiler nichts von dem vergessen, was ihm auf dieser

Welt theuer war: Gott, Vaterland, Kanzel, Arme. Zuerst hatte er seinen Testaments-Exekutoren aufgelegt, drei Jahresmessen für ihn zu stiften: zu Türkheim, Kaisersberg und Ammerschweier; in dem Codicill von 1507 änderte er diese Anordnung und bestimmte die Summe für Knaben, die das heilige Sakrament zu den Kranken mit Gesängen begleiten sollten (comites sacramentarii). Er wollte der Nachwelt ein feierliches Zeugniß für seinen Glauben an die wirkliche Gegenwart Christi hinterlassen.

Seine Bibliothek vermachte er der Predigerstelle, sie sollte niemals verkauft werden, außer wenn etwa diese Stelle unterdrückt würde; dann sollte der Erlös den Armen zufallen. Das wenige Hausgeräth sollte der Wohnung des zeitigen Dompredigers verbleiben. Dann kamen die Armen an die Reihe, verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten waren bedacht. Den Verwandten erließ er, mit Rücksicht darauf, daß sie selbst dürftig waren, dasjenige, was sie ihm verschuldeten [90].

Geiler war von hoher Gestalt, sehr hager, er hatte krauses Haar, eine stark entwickelte Stirn, Adlernase, feurige Augen; seine Physiognomie, wie sie ein in den letzten Jahren seines Lebens aufgenommenes Bildniß darstellt, trägt die unverkennbaren Züge von Willensstärke und Strenge, gerade wie man sich bei der Lektüre seiner Schriften den strengen Prediger vorstellt. Er hatte eine starke Constitution und war vollkommen gesund bis auf ein Nierenleiden, das ihn jedes Jahr in die Bäder führte. Obgleich er in seinen letzten Lebensjahren an Steinschmerzen litt, so bewahrte er doch bis an sein Ende die Lebhaftigkeit seines Geistes, sein starkes Gedächtniß und die Kraft der Rede.

Er lebte sehr einfach, aß nur zweimal des Tages, wobei er keinen Unterschied zwischen Fleisch und Fisch machte, sondern mit großer Strenge und ohne jemals von der bewilligten Dispens Gebrauch zu machen, die kirchlichen Fasten beobachtete. In einem Weinlande aufgewachsen, wußte er die guten Ge-

wächse von Ammerschweier, Türkheim und Wettolsheim, wo er einiges Besitzthum hatte, wohl zu schätzen; doch hielt er sich auch hier in den Grenzen der Mäßigkeit. Wenn er allein aß, ließ er sich während des Mahles von einem seiner Hausgenossen vorlesen. Da er sein Heim besonders liebte, so nahm er die Einladungen, die von manchen Seiten kamen, nicht leicht an; dafür war er von großer Gastfreundlichkeit und freute sich, an seiner Tafel weise und edle Männer zu vereinigen, die er durch Geist und scharfen Witz zu unterhalten und zu erheitern verstand. Nach dem Mittagsmahl hielt er seine Siesta; dafür erhob er sich um Mitternacht, um sein Brevier und das Offizium der heiligen Jungfrau zu beten. Täglich las er Messe bei den Reuerinnen und bereitete sich darauf vor durch Betrachtung des bitteren Leidens. Abends pflegte er sich ohne Licht zum Gebet und zur Meditation in sein Schlafgemach zurückzuziehen.

So oft seine Geschäfte es zuließen, nahm er im Münster an dem Chor Theil. Auch hier ging sein Bestreben auf eine Reform gemäß den kanonischen Vorschriften, und mit Unterstützung der Straßburger Bischöfe gab er den Stiftsklerikern Unterweisung im Chorgesang. Oft sprach er es aus, wie eine große Vorliebe für ein Einsiedlerleben fern von der Welt, in Gemeinschaft mit einigen auserwählten Freunden, seine Seele erfüllte. Wir sahen bereits, wie seine Freunde ihn der Welt und seinem schwierigen, aber segensreichen Beruf erhielten.

Doch mitten in der Welt pflegte er die Strenge und Entsagung des Klosters. Obgleich Doktor der Theologie, erschien er stets in der einfachen Kleidung eines Stiftsvikars und stach dadurch lebhaft ab von dem sonst entfalteten geistlichen Prunk. Getreu seinen Grundsätzen wollte er nie mehr als eine Pfründe besitzen, und so schwach auch lange Zeit sein Einkommen in Straßburg war, so wies er doch, wie wir gesehen haben, großherzig andere einträglichere Stellen zurück, um an dem Posten auszuharren, wo er meinte am nützlichsten zu sein. Er konnte nicht das Haschen nach Benefizien begreifen bei Leuten, die doch

durch Studium und Bildung darüber sollten erhaben sein. Darum wollte er auch nie für Freunde, selbst nicht für Verwandte, um eine Pfründe werben; ich kenne ja, sagte er, ihr künftiges Leben nicht, Benefizien aber sollen nur tugendhaften Männern verliehen werden.

Er suchte ebensowenig irdischen Ruhm als Reichthum. Der bitterste Tadel ließ ihn unempfindlich; man muß, sagte er, die Verachtung verachten. Darum ließ er auch seine Reden nicht drucken, und wenn Andere es für ihn thaten, so duldete er es, ohne es zu befördern.

Er war sehr freimüthig, ein unversöhnlicher Feind der Lüge, und der Schmeichelei gar nicht fähig; Allen, den Großen wie den Kleinen, sagte er die Wahrheit, doch wußte er sich wohl in den Grenzen einer christlichen Polemik zu halten, wenigstens wie man sie dazumal verstand. Die Böswilligkeit legte ihm oft Sachen zur Last, die er nicht, oder doch nicht so gesagt hatte, und er ärgerte sich darüber; denn er hielt darauf, keine persönlichen Anspielungen zu machen und auch nicht einmal den Schein zu gewinnen, als ob er Institutionen angriffe, die er doch sonst in hohen Ehren hielt, wie zum Beispiel die geistlichen Orden. Aber in diesen Grenzen nahm er den Freimuth des evangelischen Wortes für sich in Anspruch.

So wenig er sich um die Gunst der Menschen bewarb, sie kam ihm dennoch reichlich. Zu den bereits genannten hohen Gönnern, die ihn hoch schätzten, fügen wir hier noch den Stiftspropst Philipp von Daun und Oberstein, der ihn oft zur Tafel zog, ihm jedesmal den Ehrenplatz einräumte und regelmäßig seine Predigten besuchte. Sobald er im Jahre 1508 Erzbischof von Köln geworden war, schrieb er Geilern eigenhändig, um ihn an seine Seite zu laden[91]. Geiler jedoch, obwohl bei den Hochgestellten beliebt und gesucht, bewahrte stets seine ursprüngliche Einfachheit und die eigenthümliche Strenge seines Wesens. Das Ideal in seinen Augen war die Urkirche mit ihren heldenhaften Tugenden, waren die heiligen Bischöfe früherer Tage und die Stifter

der geistlichen Orden. Auf diese wies er ohne Unterlaß hin. Und so sahen denn alle jene, die seine Ansichten theilten, in ihm einen gottbegeisterten Reformator, während die von ihm angegriffenen Gegner der Reform ihren unversöhnbaren Zorn gegen ihn durch Schmähen, Lästern, Verfolgung, Spottschriften äußerten. Den Schmähungen setzte er Geduld und Sanftmuth entgegen, auf die gedruckten Angriffe antwortete er mit Gegenschriften, die eben so elegant geschrieben als kräftig gedacht sind. Die meisten Gegner brachte ihm der Ordensklerus, unter diesen auch den bekannten Thomas Murner; schlechte Mönche gefielen sich darin, ihn als einen unersättlichen Spieler auszuschreien.

Nun kann man ahnen, welchen Eindruck es machte, als dieser Mann zum bischöflichen Visitator ernannt wurde und seine Inspektionsreise begann. Alle schlechten Elemente empörten sich, ein reicher Pfründner verschwor sich, ihn zu erdolchen, falls er einen Fuß über seine Schwelle setzen würde; ein anderer drohte, ihn am römischen Hofe um seine Präbende und Predigerstelle zu bringen. Wie die Erben des Johann Symler ihn bis auf's Blut verfolgten, ist bereits erzählt. Eines Tages warfen seine Gegner ihm ein unanständiges Schmählibell auf die Kanzel. Tödtlichen Haß hatten ihm vor Allen die Laien-Verwalter im Bisthum geschworen; sie, die er wegen Erpressung und Ungerechtigkeit so schwer angeklagt hatte, sie beehrten ihn mit den Titeln: Schwätzer, Wortmacher und Ignorant. Die Angriffe auf Geiler gingen abwärts sogar bis zu den Chorknaben, deren nichtswürdiges Betragen er nach Gebühr bestrafte und die ihn besonders in der ersten Zeit durch Fratzen und Störung zu ärgern suchten.

Solche Kränkungen ertrug Geiler mit christlicher Geduld; dennoch aber griffen sie ihn empfindlich an, um so mehr, da er trotz seiner rauhen Schale ein sehr anhängliches und zartempfindendes Herz hatte. Seine alte Mutter, die viele Jahre bei ihm lebte, war für ihn der Gegenstand einer förmlichen

Verehrung; mit welch' väterlicher Liebe er an Peter Schott und dem jüngeren Thomas Wolf hing, haben wir bereits gesehen.

Während der dreiunddreißig Jahre, die er in Straßburg verbrachte, machte er manche Reisen, bald in die Bäder aus Gesundheitsrücksichten, bald aus andern Gründen. Auch bei solchen Gelegenheiten lief es für ihn nicht ohne Unglück ab; in Frankreich betrog ihn sein Führer und Dolmetscher, in Deutschland fiel er einmal in die Hände von Landsknechten, die ihn beraubten. Jährlich verbrachte er einige Zeit in seiner Heimat Kaisersberg.

Während solcher Reiseferien schweifte er gern durch die Berge und Wälder, suchte Einsiedeleien und alte Kirchen auf und entzifferte alte Inschriften; aber niemals betrat er eine Kirche, ohne die Schutzheiligen zu begrüßen; niemals streifte er einen Kirchhof, ohne Gebete und Psalmen für die Verstorbenen zu sprechen. Seine liebste Wanderung während des Aufenthalts in seiner „Lieblingsstadt" Ammerschweier führte ihn nach einer Einsiedelei, die dem hl. Bernardus geweiht war und in einem benachbarten Thale lag. Dort hatte er als Kind den Eremiten Bruder Sebastian, den er als Heiligen verehrte, oft besucht. Dieser Jugendeindruck verwischte sich nie, und manchmal kam der berühmte Domprediger von Straßburg dorthin, um am Patronsfeste des armen Kapellchens im Waldesgrün den zahlreich herbeigeströmten Landleuten ein Wort der Erbauung zu sprechen.

Bis an seinen Tod liebte er diese reizende Gegend, die ihm eine zweite Heimat geworden war. Aus dem Ertrag einer Sammlung, zu der er selbst reichlich beisteuerte, wurde auch in Kaisersberg eine Stiftung von vier jungen Begleitern des heiligen Sakramentes errichtet.

In seinen alten Tagen erinnerte er sich an die Begebenheiten aus seiner Jugendzeit und erzählte sie gern seinen Zuhörern. So theilte er einmal mit, daß man um Weihnachten und Neujahr da „oben im Land zu Kaisersberg, Kienzheim und

Ammerschweier eine Burg, ein Bollwerk von Bäumen und von Reisig machte; das hieß eine Weihnachtsburg, so kamen dann die Nebenstädtlein und Nebendörfer und zogen dafür und gewannen sie und schossen aus Büchsen mit Papier und hatten Pfeile und Bolzen aus Rübenschnitzen; so hatten sie zusammen eine Freude in Ehrbarkeit. Ob man es noch thue oder nicht, das weiß ich nicht; es ist zweiundfünfzig Jahr, daß ich es sah." [92]

Geilers Menschenliebe kannte keine Grenzen. Alles, was er von seinem Einkommen ersparen konnte, ward in den Schooß der Armuth geschüttet. Als Friedrich von Zollern ihm eines Tages einen silbernen Becher im Werthe von zwanzig Gulden schenkte, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als ihn zu verkaufen und den Erlös an die Armen zu geben. So oft er sich auf der Straße zeigte, war er von einem Haufen Bettler umringt, und keinen ließ er ohne Unterstützung gehen; vorzüglich aber nahm er sich der verschämten Armen, der Waisen- und Findelkinder und der Kranken an. Dabei begnügte er sich nicht, mit seinem eigenen Besitzthum zu helfen, er setzte auch bei Andern seinen Einfluß und sein mächtiges Wort für die Unglücklichen in Bewegung.

Als wahrer Diener des Herrn nahm er sich vor Allem der Seelen an. So verschaffte er den zum Tod Verurtheilten den Trost der heiligen Communion. Ebenso trat er für die Gefangenen ein, denen man Jahre lang den Empfang der heiligen Sakramente versagte; auch hier sollte „christliche Ordnung ihren Gang gewinnen und der Seelen Heil gefördert werden" [93]. So schrieb er an den Ammeister Jakob Wyssebach, den er auch für die sogenannten „Blatterichten" zu interessiren wußte, so lange, bis durch gemeinsame Bemühungen vieler Bürger ein besonderes Spital für diese Elenden, unter denen sich besonders viele Auswärtigen fanden, errichtet ward. Als eines Tages ein fremder Mensch in dem armseligsten Zustande von einem barmherzigen Samariter an das Thor des städtischen Hospitals gebracht, dort

aber ohne Erbarmen, den Statuten gemäß, als Fremdling abgewiesen wurde und nun ganz verlassen auf der Straße lag, da brachte Geiler ihn vorläufig in gute Pflege und rief dann in einer Predigt das Erbarmen seiner Zuhörer für seinen Pflegling an — natürlich nicht ohne Erfolg.

Es begreift sich leicht, wie diese allbekannte Theilnahme und Menschenliebe Geilers ihn in der Liebe des Volkes hob: die arbeitende Klasse pflegte in ihm ihren natürlichen Schutz und den Vertheidiger ihrer Rechte zu erblicken. Manchesmal trat er kräftig auf gegen die Parteilichkeit, mit der Recht gesprochen wurde, gegen die Nachlässigkeit, mit der die Sachen der Wittwen und Waisen, überhaupt der Armen betrieben wurden, gegen die endlosen Vertagungen und Verweisungen. Im Jahre 1502 fand Geiler auf der Domkanzel einen Zettel dieses Inhalts: „Lieber Doktor, saget doch unsern Herren, daß sie das Volk nicht so unter dem Druck von Auflagen und Schatzungen erdrücken; sonst könnte ihnen ein solches Leid geschehen, daß sie die Hände ringen würden."

Dieser Aufschrei aus den untersten Ständen der Gesellschaft war ein drohender Wink, dessen Ernst und Tragweite später der Bauernkrieg bestätigte. Geiler kannte diesen Ruf, hörte er ihn doch nicht zum ersten Mal. Ja, er hatte schon im Jahre 1483 bei einer Theuerung, wo das Elend der Armen noch durch den Geiz der Vorkäufer und Wucherer vermehrt wurde, sich hinreißen lassen, von der Kanzel aus zu sagen: „Lauft den reichen Leuten, die Korn haben, in die Häuser; ist es verschlossen, schlagt es mit einer Axt auf, nehmt das Korn und verzeichnet es auf ein Kerbholz; verliert ihr das Kerbholz, kommt zu mir, ich will euch sagen, wie ihr es verantworten sollt. Doch, es ist noch nicht Zeit; wenn es Zeit ist, will ich es euch sagen." So berichten die Rathsprotokolle, und die Herren meinten, Solches sei doch noch nicht Noth gewesen, und man solle Geilern freundlich bitten davon abzustehen. Doch war es wohl eine Folge dieser Rede, daß die Herren Ammeister und Dreizehner

und Fünfzehner Rathsherren auf die Beine und in Thätigkeit gesetzt wurden und der Magistrat beschloß, das Getreide des Hospitals und der städtischen Speicher zu veräußern, um so einen niedrigeren Preis herbeizuführen. Ammeister, Rathsherren und Schöffen versammelten sich täglich, um den gefürchteten Folgen dieser Geiler'schen Predigt auf gütlichem Wege entgegenzutreten. War dieser allerdings zu weit gegangen, so konnte er doch zu seiner Entschuldigung anführen, daß große Uebel auch außerordentliche Heilmittel erfordern, und daß wohl nur in solcher gewaltsamer Weise der Indolenz eines ehrsamen Magistrats ein Ende gemacht werden konnte [94].

XIII.

Geiler als Prediger und Schriftsteller.

Mehrmals haben wir im Verlaufe dieser Studie Gelegenheit gehabt, darzulegen, wie mächtig der Einfluß Geilers auf seine Zeitgenossen war; wir sahen, wie ein Kaiser, wie Bischöfe und Häupter der Republik sich vor seinem Ansehen beugten und ehrfurchtsvoll seine Weisungen, so strenge sie auch waren, hinnahmen. Wenn die Festigkeit seines Charakters und seine unanfechtbare Tugend viel zu diesem Einfluß beitrugen, so darf man doch auch nicht verkennen, daß dieselben durch ein großes rednerisches Talent gehoben wurden. Wohl hat Geiler nicht den Ruhm eines Bossuet oder Chrysostomus errungen; dazu fehlte ihm die ausgebildete anmuthige Sprache Griechenlands oder des französischen Hofes ebenso wie die Vorgänger, die ihm als Muster hätten dienen können. Sieht man aber von der Form ab, so findet man bei Geiler Alles, was den Redner macht: Ueberzeugung, Kraft, Schärfe, Originalität, Leidenschaft, Begeisterung, Schwung; insbesondere besitzt er eine merkwürdige Gabe der Aneignung, die ihm gestattet, von allen Seiten her Geeignetes herbeizuschaffen und ihm das Siegel seiner Rednergabe aufzudrücken.

Uebrigens hat Geiler, obwohl er nur eine theoretische Anweisung, nämlich um über die Leidensgeschichte zu predigen, hinterlassen hat, doch in seinen Reden selbst gelegentlich Andeutungen über die rechte Predigtweise, wie sie seinem Geiste vorschwebte, ausgesprochen.

Er verlangt vor Allem Studium. „Es spricht Mancher: was darf ich viel lesen und studiren? ich will bald ein Prediger sein, ich will bald gelernt haben zu predigen. Ich hab' wohl fünfzig Jahr daran gelernt und kann es noch nicht."[95] Dann soll der Prediger mit reiner Absicht auf die Kanzel treten, ein Nachfolger Christi, der einzig die Ehre seines Vaters suchte, ein Nachfolger der Apostel, die Menschenfischer waren, nicht Fischer von Pfründen und Ehrenstellen. Darum soll er auch seinen Reden ein höheres Ansehen geben durch den eigenen Lebenswandel, sein Wort soll durch das Siegel der guten Werke und durch das Zeugniß seiner Tugend befestigt werden; er soll Alle ohne Unterschied: Könige, Fürsten, Geistliche und Laien unterweisen, und nicht etwa die Großen schonen, um die Kleinen anzugreifen.

„Es ist," sagt er in einer Homilie am Pfingstfeste, „um einen Prediger wie um einen Koch. Du sprichst: wir haben wohl zehn Schüsseln gehabt und ist keine gut gewesen; denn der Koch konnte ihrer nicht aller warten. Es wäre besser gewesen, er hätte drei Schüsseln gemacht und deren wohl gewartet. Ebenso ein Prediger, der auf einmal Alles sagen will, der predigt nimmer gut." „Ein Prädikant soll die Weise eines Trompeters haben. Die Trompete ist aus vielen Stücken zusammen gesetzt, so soll auch eine Predigt aus Stücken zusammen gesetzt sein, daß sie wohl töne, der Prediger sie möge im Kopfe behalten und das Volk auch. Die Trompete ist gegen den Trompeter hin enge, aber bei dem Ende weit. So soll ein Prädikant bei sich selbst schweigen, enge und weniger Worte sein und die ganze Woche bleiben in Contempliren, Beten und Studiren. Aber der Text, den er predigt, der soll weit und

ausgespreitet sein. Der Trompeter legt nicht allein den Mund an die Trompete, sondern auch die Hand: und ein Prediger soll das thun, was er andere Leute lehrt. Will man, daß ein Trompeter im Krieg das Volk in Bewegung setze, so macht er nicht eingesetzte Stücke; diese spart er, bis er allein ist oder bis er zu Andern kommt. So soll ein Prädikant predigen einfältige, nützliche, belehrende Dinge. Disputiren und hohe Dinge richte er daheim aus und in der Schule bei Andern. Ein Trompeter bläst für den Einen wie für den Andern, für den König wie den Hirten, für den Ritter wie den Bürger. Also sei ein Prediger gemein und sage Jedermann, was ihm Noth ist, er sei König, Fürst, Ritter, Bürger, Pfaffe, Mönch, Jung oder Alt. Ein Trompeter trompetet, bis die Schlacht zergeht, fürchtet keinen Pfeil und keine Büchse, läßt sich nicht erschrecken, bis in den Tod trompetet er. So soll ein Prediger sich nicht erschrecken lassen; wenn man sündigt, soll er dawider schreien wie der Wächter auf dem Thurm; wenn es brennt, so stürmt er und schlägt an die Glocke, sobald er Feuer sieht, es sei eines Reichen oder Armen Haus. Ein Trompeter sucht nicht seine Ehre und Nutzen, sondern des Kriegsherrn Ehre und Sieg. Also suche ein Prediger nicht seine Ehre, Nutzen oder Geld, sondern Gottes Ehre, des Volkes Heil und Sieg. Er hat seinen Sold und sein Stipendium, daran lasse er ihm genügen."

Der Redner soll nicht Jene nachahmen, die nur Allgemeinheiten predigen und den erschütternden Wahrheiten der Religion aus dem Wege gehen. Mitunter allerdings mag es gut sein, sich mehr im Allgemeinen zu halten, besonders wenn der Redner sein Publikum nicht kennt. Sonst soll man, wie Christus selbst und Johannes der Täufer die Pharisäer, das Laster offen angreifen. „Seht Johannes Chrysostomus! Er schont Keinen: nicht den Klerus, nicht die Gläubigen, nicht die Großen, nicht die Höflinge, nicht den Eutropius, nicht die Kaiserin Eudoxia; er bekämpft gleichmäßig die abgefallenen Geistlichen,

die Arianer und die Heiden. Aber man liebt diese Art von Predigern in unsern Tagen nicht, man sucht Jene auf, die Keinem wehe thun, Jene, die da Fabeln und Witzworte vorbringen und durch Karnevalsspässe ihre Zuhörerschaft zum Lachen bringen.“ 96

Doch wollte Geiler keineswegs die Klugheit ausgeschlossen wissen; der Prediger soll einen verständigen Eifer besitzen und den Umständen der Zeit, des Ortes und der Personen gebührend Rechnung tragen. „Laßt die christliche Liebe walten. Eure Worte sollen vom Feuer der göttlichen Liebe, nicht vom Feuer des Zornes glühen.“

Was Geiler Anderen empfahl, das leistete er vor allen Dingen selbst. Sein ganzes Leben war eine angestrengte Arbeit, um aus der heiligen Schrift, den Kirchenvätern, den Theologen, den mittelalterlichen Mystikern, aus heiligen und profanen Schriftstellern für seine Predigtzwecke Ausbeute zu machen. Von Theologen liebte er besonders den Jordanus, Jakob a Voragine, Wilhelm von Lyon, Buridan, am höchsten stellte er indeß Johannes Chrysostomus, Bernardus und Gerson; von Scholastikern empfahl er vorzüglich Thomas von Aquin, Joh. Duns Scotus und den Zeitgenossen Gabriel Biel. Daneben standen in seiner Bibliothek Cicero, Quintilian, Plinius, Seneka, Aulus Gellius, Makrobius, Josephus, und von den Neueren Petrarca, Aeneas Sylvius, Erasmus, Picus von Mirandola. Wohl bedurfte er eines solchen reichen Schatzes von Hülfsmitteln, um dreiunddreißig Jahre das Predigtamt zu versehen in derselben Stadt, wo er in der Fastenzeit täglich und zuweilen sogar zwei- und dreimal des Tages und dann fast in allen Kirchen an Patrocinien, Kirchweihfesten und anderen Feierlichkeiten die Kanzel bestieg.

Es ist schwer, sich ein genau zutreffendes Urtheil über die äußere Gestalt der Geiler'schen Predigten zu bilden. Er schrieb sie, wie Beatus Rhenanus berichtet, Wort für Wort auf — doch wird auch diese Regel wohl manche Ausnahme erlitten

haben — und zwar lateinisch. Daher will Kerker nur die lateinische Synodalrede, drei Leichenreden, den „dreieckichten Spiegel“ und den „Trostspiegel“ für Originalwerke Geilers erkennen, alle anderen Predigten aber für mehr oder weniger stark interpolirt.

Die Eingänge seiner Predigten sind meistens kurz und schmucklos, die Dispositionen oft Wortschläge und überraschende Einfälle, zuweilen rhythmisch oder gereimt, die Zahl der Unterabtheilungen in der Regel drei, höchstens sieben, die er gemeiniglich am Anfang angibt, im Context wiederholt und am Ende wieder zusammenfaßt[97]. In der ersten Zeit ahmte er wohl die nach und nach eingerissene Gewohnheit anderer Prediger nach, am Charfreitag bis zu fünf oder sechs Stunden zu predigen. Später sagt er: „Es ist eine Thorheit und von unweisen Predigern erdacht, die Passion zu predigen, fünf, sechs, sieben Stücke an einander, zu Mitternacht anhebend. Wozu das lange Predigen? Die Männer schlafen, den Weibern passirt noch Schlimmeres, der Prediger übt sich selbst.“ Darum beschränkte er sich mit unnachsichtiger Strenge auf eine Stunde und brach nicht selten, und bei der Leichenrede auf Albert von Bayern sogar mit überlegter Absicht, rücksichtslos ab, sobald die Sanduhr ihn mahnte.

Er unterbricht sich zuweilen, spricht im Namen seiner Zuhörer, fängt ein Zwiegespräch an, macht Einwendungen und widerlegt sie. Stets fühlt man aus seinen Reden heraus, daß er sich mit seinen Zuhörern identifizirt, daß er lebt von ihrem Leben, daß er ihre Gefühle, ihre Freude und Trauer theilt. Im Jahre 1494 war das „Narrenschiff“ des Sebastian Brandt erschienen und hatte, besonders in Straßburg, der Heimat des Dichters, einen gewaltigen Erfolg gehabt. Geiler benutzte das Buch, um in den Jahren 1498 und 1499 eine Reihe von hundert und vierzig Predigten zu halten, die mindestens eben so stark in der Satire sind, als das benutzte Original. Im Jahre 1507 zeigte ein Fremder in Straßburg

einen lebendigen Löwen; alsbald predigte Geiler in siebzehn Reden von dem geistlichen, dem irdischen, dem himmlischen und dem höllischen Löwen; von dem letzteren zeigte er ein dreiundsechzigfaches Gebrüll auf. Einmal während der Straßburger Messe nahm er das zeitgemäße Thema von den Pflichten und den Sünden der Kaufleute vor. Er benutzte die Straßburger Sitte, wonach man am Fastnachtsdienstag Lebkuchen vertheilte, und kündigte seinen Zuhörern beim Beginn der Fastenzeit an, er wolle ihnen auch ein derartiges Geschenk machen. Dann theilte er die Passion in fünfundsechzig Stücke, die er seinen Zuhörern während der Fastenzeit zu kosten gab. Aehnlich machte er es zu Weihnachten in Augsburg. Um seine Straßburger recht gründlich kennen zu lernen, mußten Schott und dessen Schwager, der in allerlei Kaufmannschaft wohl unterrichtet war, ihm Mittheilungen machen über die verschiedenen Arten von Betrügereien, wie sie in Straßburg im Schwang wären.

Er hatte in Straßburg Gelegenheit, ein Kinderspiel zu beobachten, wo die Kinder unter sich einen König wählten und dann zu demselben mit der Anrede traten: „Herr der König, ich diente Euch gern; was ist Euer Begehr?“ Dieses Spiel gab den Titel zu einem Cyklus von fünfzehn Predigten, die unter dem Titel: „Her der Künig, ich diente gern“ ausgingen.

Etwas wunderlich, aber immerhin originell bewegt Geiler sich in der Erbauungsschrift: „Der Has im Pfeffer“. Das Häslein ist furchtsam, also soll auch ein guter Mensch furchtsam sein wegen der Erbsünde. Das Häslein ist schnell zum Laufen, also auch ein geistlicher Mensch schnell zu guten Werken; das Häslein läuft gewisser bergauf denn bergab, so der geistliche Mensch bergauf zu Gott. Wie die Hunde dem Hasen auffätzig sind, so die Teufel den Menschen. Das Häslein setzt sein Sach auf die Flucht, so der Mensch entgegen dem Laster der Unkeuschheit. Das Häslein bewegt allzeit die Lefzen und mufflet damit; das ist das Bild des unablässigen Gebetes.

Wie der Hase im Felsen seinen Unterschlupf findet, so der Christenmensch seine Ruhe in Gott. Wird der Hase geschunden, so auch der geistliche Mensch, und es sind drei Häute abzuziehen: erstens zeitlich Gut, das geht schon leicht; zweitens Eigenwille, diese Haut ist zart und linde und bös abzuziehen; drittens äußerlicher Wandel. Man muß das Häslein braten, so auch die Menschen in dem Feuer der Leiden, Widerwärtigkeit, der Angst und Noth. Man muß das magere Häslein spicken; so hast du auch nöthig, gespickt und beträuft zu werden mit dem Fett der Andacht und Liebe und mit dem Speck der Gnade Gottes, damit du nicht verbrennst in der Hitze der Widerwärtigkeit durch Ungeduld. Man muß das Häslein in eine Pfefferbrühe machen; so ist das Kloster der Pfeffer für den rechten Christenmenschen. In dieser Weise gehen die Parallelen weiter, freilich nicht immer nach unserm Geschmacke.

Im Jahre 1508 legte Geiler allen seinen Fastenpredigten den Text zu Grunde: „Geh' zu der Ameise!" davon hat diese Sammlung, die Johannes Pauli nach dem Gedächtniß aufgeschrieben und herausgegeben hat, den Titel: „Emeis oder buch von der omeissen" erhalten. Das Werk ist besonders für die Sittengeschichte wichtig und von den Kulturhistorikern nach Gebühr ausgebeutet worden; die ganze zweite Hälfte handelt nämlich von dem Aberglauben der Zeit, über den indeß Geiler keineswegeges ganz erhaben war, von Gespenstern, wüthendem Heer, von wilden Männern, Werwölfen, Wechselbälgen, Zauberern und Hexenfahrten u. dgl., um dann auf die Segnungen und Sakramentalien der Kirche zu kommen[98].

Von den Zuhörern verlangt Geiler: „sie sollen sein wie ein Fenster, das Sonnenschein und Licht durchläßt, nicht aber Schnee, Regen und Hagel. Aber Viele sind gleich einem Sieb oder einem Seihtuch: da bleiben Fliegen und Wust darin, aber das Gute läuft hindurch. Also das Gute in den Predigten ist an ihnen verloren; aber was lächerlich, spöttisch und böse ist, das behalten sie." Andere hinwiederum wollen: ein

Prediger soll nur reden, was man gern hört und den Kauzen streichen; soll nur Rübenschnitze oder Asche schießen, die Niemand weh' thun, wie die Bauern in der Fastnacht. Aber ein Prädikant soll nicht neben hin, sondern die Sünder in's Antlitz schießen, wie Christus, Johannes der Täufer und Chrysostomus [99].

Einige Dispositionen mögen uns nun die eigenthümliche Predigtweise Geilers zeigen. Der höllische Löwe. Der böse Geist wird durch Sankt Petrum einem Löwen verglichen um sieben Eigenschaften willen. 1. Der Löwe ist stark und ein König der Thiere, der Teufel ist der König über alle Söhne der Hoffart. 2. Die Stärke des Löwen spüret man in seinem Kopf, seiner Brust und seinem Schweif, damit er sich selbst zum Zorne peitscht; der Teufel stellt dem Menschen besonders nach am Ende des Lebens. 3. Wenn der Löwe in einem Schiffe schläft, so senkt sich das Schiff; wenn er erwacht, so hebt sich das Schiff wieder zu seiner gewöhnlichen Höhe; wenn der böse Feind zu ruhen scheint, dann ist der Mensch in größerer Gefahr, als zur Zeit der Anfechtung. 4. Der Löwe frißt gern Waldesel. „Und der hellisch lew ist besunderlich auffsetzig den geistlichen waldeslen, das ist den einsidlen, den geistlichen mönschen: münch, nunnen, clerick, junkgfrawen vnd witwen, die sich also besunder Gott geben." Der Teufel ist ein Leckermaul und sucht seltene Speise. Es ist aber leider wahr: vor Zeiten war es Wildpret und seltene Speise, wurde dem Teufel ein geistlicher oder Klostermensch zu Theil; jetzt aber ist es sein täglich Fressen. 5. Der kranke Löwe frißt als Arznei einen Affen (wie Albertus spricht). „Und der Teufel, so er krank und ohnmächtig wird, wenn ihm dann ein Affe wird, das ist ein Fürst oder Regent, so wird er stärker, mächtig und gesund, zu jagen und zu verderben seine Unterthanen." Weltliche Regenten sind den Rohraffen zu vergleichen; es gibt aber auch noch andere Affen, als: Lobaffen, Sorgaffen, Malaffen oder Zieraffen, Jaaffen (Schmeichler), Mohraffen (Prasser), Ginaffen (Vorwitzige), Faulaffen.

6. Der Löwe geht umher und sucht, wen er verschlinge. Er macht einen Kreis um die Thiere her im Schnee oder im Sande; diesen Kreis wagt alsdann kein Thier zu überschreiten. So der Teufel, dessen Umkreisungen unzählig sind; ich will aber hier 63 namentlich aufführen. 7. Der Löwe läßt sich erschrecken und vertreiben: a) er fürchtet einen weißen Hahn mit rothem Kamm; das sind die Prediger, nur leider daß sie nicht immer weiß (unschuldig) sind und den rothen Kamm der brennenden Liebe haben. b) Der Löwe fürchtet das Sittimholz, dabei verstehe das Kreuzesholz. c) Der Löwe geräth in Furcht, wenn er ein geschlagenes oder gegeißeltes Hündlein sieht — das ist Christus unser Herr, der Gegeißelte und Mißhandelte im heiligen Sakrament. d) Der Löwe fürchtet einen knarrenden Wagen und rasselnde Räder — dabei verstehe das Schreien der heiligen Engel, das sie für uns thun bei Gott dem Herrn. e) Der Löwe erschrickt, wenn er auf Eichenrinde tritt, der höllische Feind, wenn er findet einen kasteieten Leib, rauh wie Eichenrinde. f) Der Löwe fürchtet das Feuer; verstehe feuriges Gebet und inbrünstige Begierden. g) Der starke Löwe fürchtet die Maus, und der Teufel einen demüthigen Menschen, der da zittert vor den Reden Gottes.

Der „Eschengrübel“ (Aschenbrödel), ein Traktat, gepredigt von Geiler[100]. Magdalena, Martha und Lazarus waren drei Geschwister, die der Herr lieb hatte; sie bedeuten dreierlei christlich Leben, das Gott gefällt: ein schauendes Leben (Magdalena), ein übendes Leben (Martha), ein leidendes Leben (Lazarus). Letzteres ist das Leben des anfangenden Menschen, er liegt, wie Lazarus, in der Asche. Die anfangenden Menschen vergleiche ich dem Aschenbrödel wegen sieben Eigenschaften. 1. Der Aschenbrödel „grübelt“ in der Asche; der anfangende Mensch gedenkt stets, daß er Asche ist, und stößt auch sein Herz in die Asche der begangenen Sünden, die er betrachtet und bereut. 2. Der Aschenbrödel muß in's Feuer blasen, und vom Rauch laufen ihm die Augen über. So weint der anfangende

Mensch über seine Sünden, in der Hoffnung auf Vergebung entflammt dann das rechte Feuer der Reue. 3. Aschenbrödel muß Haus, Geschirr und Schüsseln fegen, der anfangende Mensch das Haus seines Gewissens mit dem Besen der Beicht, wobei er darauf sehen soll, daß der zusammengekehrte Wust der Sünde nicht hinter der Thüre liegen bleibe, sondern vollständig hinaus geworfen werde. „Doch sol er gewarnet sein, das er nit unbescheidenlich das geschirr feg vnd es also durchkratze, als die thuen, die das Beichtweh haben und nit genug künden beichten." 4. Aschenbrödel muß Braten und Häfen abschäumen, bis das Fleisch gesotten ist (Genugthuung); das Fleisch ist gar, wenn es sich durchstechen läßt (williges Erdulden der Sündenstrafen), wenn es nicht mehr blutet (wenn Liebe zu Fleisch und Blut im Herzen getrocknet ist), und wenn es sich losschält von den Knochen (Losschälung vom Leben, Trost des Todes). 5. Eigenschaft des Aschenbrödels ist Geduld in Verachtung; Gott schickt Widerwärtigkeit, Schmach, Armuth. 6. Aschenbrödel muß den Katzen wehren, der anfangende Mensch den bösen nachstellenden Geistern. 7. Aschenbrödel wird nicht selten vom Hausvater mehr geliebt, als das andere Hausgesind; also auch der anfangende, demüthige, leidende Mensch.

Der christliche Pilger. Es ist ein Jubeljahr, und man fährt jetztund hin nach Rom. Es gibt aber auch ein ewiges Jubeljahr, dahin wir alle Pilgrime sind. Wie thut nun ein Pilger? 1. Er bezahlt seine Schuld; 2. er ordnet Haus und Gesind; 3. er soll haben einen großen und starken Ledersack (Glaube); 4. er bedarf einen Pilgerstab zur Stütze und Abwehr; 5. ihm ist noth ein weiter und kurzer Mantel (christliche Liebe); 6. ein breiter Pilgerhut (Geduld); 7. Zehrgeld (Gott schlägt selbst die Münze der Leiden); 8. gute Schuh, nicht ganz neu, sondern etwas ausgetreten (Tugenden); 9. Handschuh (Ablaß und Gnaden); 10. der Pilger soll sich nicht mit Kleidern überladen (irdische Sorgen); 11. der Pilger muß die Wegzeichen kennen, als da sind Steinhaufen, Kreuze, „Knöpfe

an den Bäumen", Wegweiser; 12. der rechte Pilger meidet böse Gesellschaft und sucht sich einen getreuen, fröhlichen und gesprächigen Reisegenossen (Christus als Reisegenosse); 13. er nimmt einen treuen Hund mit (ernste Gesinnung); 14. er macht sein Testament (Andenken an den Tod); 15. er bricht früh Morgens auf; 16. er geht „bescheidenlich" fürbaß, ohne sich zu übereilen; 17. er achtet keines Gespöttes; 18. er läßt sich nicht aufhalten; 19. er zeigt nicht seine Barschaft; 20. er hält sich vernünftig in der Herberge (in der Welt); 21. er erquickt sich, so er müde wird (Sakramente); 22. wird er beraubt, so bettelt er sich durch (Gebet); 23. er ist leiblich auf dem Wege, mit dem Gemüthe daheim; 24. er plaudert mit seinem Wegegesellen; 25. er wird bei der Heimkehr „ehrlich" und freundlich empfangen (Triumph, Freude, Krönung, Gastmahl und Tanz im himmlischen Vaterlande).

XIV.

Geilers Werke und die Art ihres Erscheinens.

Wenn Beatus Rhenanus, wie bereits erwähnt wurde, erzählt, daß Geiler seine Predigten Wort für Wort niederschrieb, so darf dieß doch nicht strenge genommen werden. Sicher hat er sich nicht selten begnügt, eine einfache Skizze auf's Papier zu werfen. In späteren Jahren nahm er, wie er selbst gesteht, die Predigten und Entwürfe aus früheren Tagen wieder vor. In Augsburg predigte er über „die aygenschaft des bilgers"; diese Reden wurden mehr oder weniger getreu veröffentlicht in den „Predigen teütsch" (1508), sie sind dann weiter entwickelt und ausgeführt in der „christenlich bilgerschafft" und in dem „Peregrinus". Der „Trostspiegel", zuerst bei Gelegenheit der Pest im Münster zu Straßburg gepredigt, wurde auf Bitten des Markgrafen Karl von Baden neu überarbeitet, der Text, wie er aus dem Jahr 1503 als Broschüre und dann in dem

„Irrig Schaf" vorliegt, weicht von dem Texte ab, der zugleich mit dem „Granatapfel" erschien. Ebenso liegt der „Baum der Seligkeit" oder das „Alphabet in 23 Predigten" in seinen Grundzügen schon in einer 1480 veröffentlichten Broschüre vor unter dem Titel „Eine heilsame Lere und Predigt". Der „Höllisch Leuw", wie er als Anhang zu dem „Irrig Schaf" gedruckt wurde, enthält nur einen Theil der Predigten über dieses Thema; später hat dann Johann Pauli in den „Brösamlin" Bruchstücke der andern Predigten über diesen Stoff gesammelt.

Die Art und Weise, wie die Werke des berühmten Kanzelredners veröffentlicht wurden, war eine sehr verschiedene. Er selbst beförderte nur die Abhandlungen zum Druck, die sich in der Sammlung „das irrig Schaf" vereinigt finden; doch gestattete er, daß mehrere seiner Schriften von Anderen heraus gegeben wurden. So die Synodal-Rede, zuerst 1482 und dann noch mehrmals erschienen, 1509 von Wimpheling in deutscher Uebertragung herausgegeben. Derselbe Wimpheling veranlaßte den Otther, einen jungen Priester der Speierer Diözese, der bei Geiler das Amt eines Sekretärs versah, die Schriften seines Meisters zum Druck zu bringen; ihm verdanken wir die **Fragmenta passionis** (1507) und die Predigten über das Vaterunser (1509). Die „heilsame lere vnd predig" war bereits im Jahr 1489, der Trostspiegel 1503 erschienen.

Waren diese Ausgaben im Auftrage oder doch wenigstens mit stillschweigender Billigung Geilers an's Licht getreten, so geschahen andere Veröffentlichungen ohne sein Wissen oder gar gegen seinen Willen. „Ein wohlbekannter Sykophant", sagt Wickgram, „hat eine Sammlung von Witzen und Anekdoten gesammelt, mit denen Geiler den Ernst seiner Predigt unterbrach, hat seine eigenen Angriffe gegen den Welt- und Klosterklerus noch dazu gethan und das Ganze unter Geilers Namen drucken lassen." Der Schuldige war ein gewisser Joh. Adelphus Mülich oder Müling, ein junger Arzt, wie es scheint, ohne Kunden, der bei Straßburger Buchdruckern den Posten

eines Correktors versah; Geiler scheint ihn als Abschreiber benutzt zu haben. Damals regierte die Liebhaberei an sogenannten Scommata (Sammlungen von geistreichen Aussprüchen und Abfertigungen). Aus Geilers Munde hatte dergleichen bereits Petrus Schott gesammelt, andere Witzworte und Anekdoten circulirten ohne Zweifel im Volksmunde. Müling bemächtigte sich derselben und gab sie in Verbindung mit den Aussprüchen des Königs Alfons von Aragonien, der Kaiser Sigismund, Friedrich III. und Anderer im Jahre 1508 zu Straßburg heraus[101]. Es war eine wunderliche Zusammenstellung, die ohne Zweifel spurlos vorübergegangen wäre, wenn nicht der Name des verehrten Straßburger Redners zu seinem nicht geringen Verdruß die Käufer angelockt hätte.

Zur selben Zeit wurden ohne Unterlaß verschiedene Werkchen Geilers und mehr oder weniger genaue Sammlungen seiner Predigten immer neu gedruckt; die meisten Auflagen erlebte der „Trostspiegel", der von 1503—1519 in Straßburg, Basel und Augsburg siebenmal erschien. In Augsburg, wo Geilers Erscheinen so freudig begrüßt worden war, ließ der Buchdrucker Johann Otmar im Jahre 1508 ohne Geilers Mitwissen unter dem Titel „Predigen teutsch" einen Band von Kanzelvorträgen ausgehen, die Geiler theils zu Augsburg, theils an St. Magdalenen in Straßburg gehalten hatte und die von gottseligen Personen nachgeschrieben waren.

Hauptsächlich wurden jedoch erst nach Geilers Tode Geschäfte mit seinem berühmten Namen gemacht. Otther ließ in den drei nächsten Jahren das Narrenschiff, das Schiff der Buße, der Seelen Paradies, die christliche Pilgerschaft und den Peregrinus drucken; beklagt sich aber in der Widmung des letzten Werkes, daß ihm die Fortsetzung dieser Ausgaben unmöglich gemacht sei, da die Schriften Geilers, die doch einen so großen Schatz für Kanzelredner enthielten, zu seinem Schmerz ihm nicht mehr zur Verfügung ständen.

Bald nachher befaßte sich der Franziskanerbruder Johann

Pauli, der nacheinander Guardian zu Straßburg und Lehrmeister der Theologie zu Schlettstadt und zu Thann war, mit der Herausgabe Geiler'scher Schriften. Da ihm die Aufzeichnungen desselben nicht zugänglich waren, so schrieb er aus dem Gedächtniß nieder, was er von den in den vier letzten Lebensjahren Geilers gehaltenen Predigten in seinem für Anekdoten und Schlagwörter ganz besonders angelegten Kopfe behalten hatte. In dieser Fassung erschienen von 1515—1517 nach einander das Evangelienbuch, die „Emeis“ mit „Her der Künig, ich diente gern“ und die „Brösamlin“.

Endlich führte denn auch Peter Wickgram, der Neffe und Nachfolger Geilers, den längst gefaßten Plan, die Werke des Predigers nach seinen Manuscripten herauszugeben, wenigstens theilweise aus. Im Jahr 1518 erschienen, von ihm besorgt, zu Straßburg lateinisch die „Sermones et varii tractatus Kaiserspergii“. In der Widmung an den Propst Albert von Ellwangen bezeichnet Wickgram zunächst die echten Schriften Geilers: „Der Peregrinus trägt im lateinischen wie im deutschen Texte ganz Geilers Art und Weise an sich, ebenso die Oratio dominica und die Passio, wenn man sie in der lateinischen Ausgabe liest; nimmt man dagegen die deutsche Ausgabe, so gibt es nichts Abgeschmackteres und Zurückstoßenderes, als eine solche Schrift. Denn ein feindseliger Mensch hat — um mich der Worte aus der evangelischen Parabel zu bedienen — den Acker, den der Hausvater mit gutem Samen besäet, mit der Aussaat seines verderblichen Unkrauts schändlich zugerichtet.“

Dann geht der Herausgeber mit dem oben erwähnten Mühlich unbarmherzig in's Gericht, und wendet sich endlich zu Johannes Pauli: „Mit nicht geringerer Schmach hat ein getaufter hinkender Jude meinen Oheim überhäuft; ich will weder sein Gewand noch sein Ordensgelübde näher bezeichnen, damit nicht die betreffenden Klosterbrüder darin eine feindliche Absicht vermuthen. Dieser, ein Mensch ohne Kenntnisse und Talente, vom Anhören der Predigten des Kaisersbergers nach Haus

zurückgekehrt, begann dieselben aufzuschreiben, kam aber dahin, seine eigenen Träume und Albernheiten mit denselben zu vermischen, woraus dann eine unglaublich gezwungene und unzusammenhängende Composition entstand, nicht anders, als wenn, um mit Flaccus zu reden, der Maler einem Pferdehalse einen Menschenkopf aufzusetzen versuchte. Wie oft bat, beschwor, ermahnte ich den Menschen, er möchte Rücksicht haben auf einen Christen, auf einen Genossen im Priesterthum, auf den Verbündeten im geistlichen Kampfe, auf einen Mann, der ein so reines Leben mit so hoher Gelehrsamkeit verbinde! Aber das hieß einem Tauben predigen." Dann erklärt Wickgram noch für echte Geiler'sche Schriften: den Traktat de felici dispositione ad mortem, soweit er nicht durch die Nachlässigkeit der Buchdrucker verdorben sei, das Schiff des Heiles, das Narrenschiff, das irrende Schaf und der Seelen Paradies[102].

Zugegeben, daß Wickgrams Auslassungen über den Franziskaner Pauli von einer ungerechtfertigten Leidenschaftlichkeit nicht frei sind, so braucht man doch keineswegs mit Ammon anzunehmen, „daß diese Behauptung theils aus Neid wegen des Gewinns, den die Herausgeber von Geilers Schriften hatten, hervorging, theils deßhalb von dem Neffen ausgesprochen wurde, weil er manche freie Aeußerungen Geilers um der Gunst des Papstes Willen in Anspruch nehmen zu müssen glaubte."[103] Denn Wickgram veröffentlicht ja selbst in demselben Buche, worin er diese Anklagen erhebt, ungefähr das Stärkste, was Geiler je hervorgebracht hat. Auch rechtfertigt eine Durchsicht der Pauli'schen Ausgaben die Beschuldigungen Wickgrams wenigstens insoweit, als rednerische Form, Ordnung und Zusammenhang, wie auch die Geiler'sche Originalität an unendlich vielen Stellen offenbar vermißt werden. Pauli war eben ein Schwank- und Anekdotensammler, und sein, vielleicht glückliches, Gedächtniß konnte doch eine stenographische Aufzeichnung um so weniger ersetzen, als er wohl zur Zeit noch gar nicht an eine Herausgabe der Geiler'schen Predigten dachte. Wie

sehr ist es zu bedauern, daß Geiler seine Predigten nicht selbst in deutscher Sprache niederschrieb! Denn auch der etwas hochtrabende Schwestersohn Wickgram hat uns mehrfach nicht den ganzen und richtigen Geiler liefern können. Er hat, so gesteht er selbst, den vorgefundenen Entwürfen durch Ausfüllungen erst Fleisch und Blut gegeben. Und so können denn auch diese Reden nur mit großer Einschränkung als die echten Geisteskinder Geilers gelten.

Außerdem erschienen noch als Geilers Werke: „Das Buoch der Sünden des Mundes“ (Straßb. 1518), „Von den dry Marien“ (1520 von einer Nonne herausgegeben), das „Buoch arbore humana“ (1521) und die „Postille über die fyer Evangelia durchs Jor“, ein Buch, das im Jahr 1522 ein gewisser Heinrich Weßmer „uß Geilers mund“ nachgeschrieben haben will.

Wenn man nun diese Art und Weise, wie die Schriften Geilers veröffentlicht wurden, im Auge behält, dann wird man den milden und umsichtigen Worten des Protestanten Jung beistimmen: „So möchte es gekommen sein, daß dem trefflichen Prediger Manches aufgebürdet wurde, an welches er nicht gedacht hatte, oder auch Manches auf eine Weise dargestellt wurde, welche von der ihm eigenthümlichen weit abwich. Besonders scheinen die Nachschreiber und Herausgeber dessen tadelnden Vorwürfen der Sitten des Klerus eine größere Schärfe beigemischt zu haben, welche sie in dem Munde des Redners nicht hatten, oder auch wohl schonungslose Ausfälle untergeschoben, welche dem Prediger völlig fremd gewesen [104].

Es gibt auch Schriften, besonders Postillen und Predigtbücher, die man mit Unrecht Geilern zugeschrieben hat. Dahin gehören die im Jahr 1516 zu Straßburg gedruckten Predigten über die zehn Gebote, deren Verfasser Hans von Wildeck ist; man wußte freilich, daß Geiler über dieses Thema zu Augsburg gepredigt hatte. Schon Trithemius und Beatus Rhenanus waren nach dieser Seite hin nicht ganz sicher und legen Geilern Werke bei, die entweder von Peter Schott herrühren

oder doch sicher nie im Druck erschienen sind und von denen sich keine Spur einer handschriftlichen Aufzeichnung vorfindet. Ueberhaupt ist von Handschriften Geilers, außer einzelnen Briefen, fast gar nichts vorhanden.

Einen besonderen Antheil hatte Geiler noch an den damals zahlreich erscheinenden „Passionen". Wie andere Bücher, namentlich die **Biblia pauperum**, die Plenarien und Postillen, die Bilderkatechismen und Beichtspiegel zur Belehrung und Erbauung des Volkes in zahlreichen Bearbeitungen erschienen, so hat diese Zeit, die eine besondere Verehrung des bitteren Leidens Christi pflegte, eine Masse von Passionsbüchern, geschmückt mit Holzschnitten der berühmtesten Meister, eines Albrecht Dürer, eines Hans Burgkmair, Hans Schäuffelin u. A. hervorgebracht. Geiler, der die Passion „in Form eines Gerichtshandels" mit Berathungen der Teufel, mit Briefen Satans an seinen getreuen Lehensmann Judas, mit einer Proklamation des Kaiphas an das jüdische Volk, vorgetragen und mehrere Male das Leiden des Herrn unter der etwas barocken Form der „Passion des Lebkuochens" dargestellt hatte, lieferte für mindestens drei dieser illustrirten Passionsbücher den Text. Wie günstig diese Bücher von dem Volke aufgenommen wurden, das beweisen die zahlreichen Auflagen nicht allein in Straßburg, sondern auch sonst nah und weit im deutschen Reiche.

Endlich sei noch erwähnt, daß Geilers Schrift: „Das Schiff des Heils" von Direktor Bone in freier Uebersetzung und Bearbeitung (Mainz, 1864) und die einundzwanzig Artikel an den Straßburger Rath zum ersten Mal von Geilers jüngstem Biographen Dacheux im vorigen Jahr als Anhang zu seiner Lebensbeschreibung herausgegeben worden sind. Diese einundzwanzig Artikel sind dann noch mit den Briefen Geilers, von demselben Dacheux besorgt, vor Kurzem als „die erste Abtheilung der ältesten Schriften Geilers", der noch zwei Abtheilungen folgen sollen, zu Freiburg erschienen.

Anmerkungen.

---

[1] Fünfzehnte Sitzung des Basler Concils; Hartzheim, Deutsche Concilien, Bd. V. S. 105.

[2] Synoden von Breslau (1445), von Ermeland (1497), von Meißen (1504) bei Hartzheim.

[3] Hartzheim a. a. O. Bd. V. S. 697.

[4] Daselbst Bd. V. S. 264.

[5] Geissel, der Kaiserdom zu Speyer (2. Aufl.), S. 207 ff.

[6] Oft gedruckt, Augsburg 1480, 1492; Köln 1506.

[7] J. Geffcken, der Bilderkatechismus des 15. Jahrhunderts I. Leipzig 1855 (ein sehr gründliches, frei von aller protestantischen Voreingenommenheit geschriebenes Werk), Beilagen S. 130.

[8] Bei Geffcken a. a. O., Beilagen S. 117, 118.

[9] Geffcken S. 16. Lecoy de la Marche, la chaire française au moyen âge (Paris 1868), p. 306. Ueber die Sprache der Predigten, daselbst S. 219 ff.

[10] Lecoy a. a. O. S. 246 ff.

[11] Geilers Emeis (Straßb. 1517), Fol. 21.

[12] Diese Notizen sind aus den Amoenitates Friburgenses entnommen, die Riegger im Jahr 1779 herausgegeben hat.

[13] Navicula fatuorum (Predigten über Brants Narrenschiff) turba 103.

[14] Diese Reden sind enthalten in der Sammlung: Sermones et varii tractatus Kaisersbergii. Strassb. 1518.

[15] Grandidier, essais sur la cathédrale l. I, p. 72.

[16] Das Wort Roraff war aus roren, roaren (brüllend schreien) gebildet. Denselben Namen trug auch eine fratzenhafte Figur, die an der Orgel angebracht war und durch das Gebläse und den Mecha-

nismus derselben in gähnende Bewegung gesetzt werden konnte. M. Schneegans, das Pfingstfest und der Roraffe, Mühlhausen 1851.

[17] Binterim, Denkwürdigkeiten, Bd. II. 2, 73.

[18] In einer Priamel heißt es:

„Welcher priester sich deß vermeß,
Der ein jar ob dem scholder seß" —

Lessing dachte dabei an Schuldthurm; das Wort bedeutet Spieltisch. Schmeller, bayr. Wörterbuch 3, S. 354.

[19] Brant, Kap. 63.

[20] Der Text dieser einundzwanzig, schon von Wimpheling in seinem Leben Geilers erwähnten Artikel galt lange als verloren. Schneegans (das Pfingstfest und der Roraffe) glaubte, derselbe sei entweder in dem Archivbrande von 1686 oder bei der Stürmung der Pfalz und der städtischen Kanzlei im Jahr 1799 zu Grunde gegangen. Doch hat Dacheux nach einander drei Exemplare, zwei in Straßburg und eines in Schlettstadt, aufgefunden und darnach die Artikel abdrucken lassen (Freiburg 1877).

[21] Decretal. Gregor. IX. lib. 3 tit. 5.

[22] Das Genauere bei Dacheux S. 115, 116.

[23] So Wimpheling in seinem berühmten Buche De astutia curtisanorum.

[24] Homilie auf Lichtmeß.

[25] Emeis Bl. 18.

[26] Brants Narrenschiff Kap. 30.

[27] Predigten über das Narrenschiff XXVIII. B. — Wimpheling, Apologia pro republ. Christ. cap. 38.

[28] Montalembert, Mönche des Abendlandes, Einleitung S. XXV ff.

[29] Daselbst, Einl. S. CLIV.

[30] Evangelibuch Bl. 223.

[31] Wimpheling im Leben Geilers.

[32] Homilie am Sonntag Cantate.

[33] Emeis, Bl. 27 a.

[34] Haß im Pfeffer. Ee. Berg des schowenden Lebens Bl. 56, 62.

[35] Navic. Fat. LXXII. Emeis, Bl. 28. Haß im Pfeffer, Ff. 2.

[36] Haß im Pfeffer Cc. 3. Baum der Seligkeit Bl. 12.

[37] Der dryer Marien Salbung, Bl. 11.

38 Haß im Pfeffer Ee. 1, 2 und Cc. 5.
39 Das. ~~Bl. 3.~~ Cc 3 b
40 Das. Ee. 4.
41 Frz. Binder, Charitas Pirkheimer. Freiburg 1873.
42 Wimpheling bei Riegger, Amoenitates II. S. 178.
43 Navicula Fat. LXXVI.
44 Daselbst.
45 Postille Bd. III. Bl. 104.
46 Granatapfel CII. („Hossen" = Hosen, „bletzlin" = Stücklein).
47 Arbor hum. fol. 56. Peregrin. fol. 2.
48 Peregrin. fol. 15. Hellischer Leuw, Bl. 35.
49 Navic. Fat. CII.
50 Seelen-Paradeis, Bl. 185. Peregrin. fol. XV.
51 Navic. Fat. XI. — Sünden des Munds XII. Sünd. — Dreieckicht Spiegel, Bl. 51.
52 Navic. penit. fol. II. — Navic. Fat. CVII. Dreieckicht Spiegel Bl. 61 ff.
53 Peregrin. fol. X. X. Z.
54 Daselbst fol. G. H.
55 Pfeiffers Walther v. d. Vogelweide, Nr. 116.
56 Peregrin. VII. Q.
57 Navic. Fat. LXXVI.
58 Hellischer Leuw, Bl. 62. Dryer Marien Salbung, Bl. 26.
59 Brosamlin, Bl. 30.
60 Evangelia mit ußlegung, Bl. 175.
61 Peregrin. fol. IX. F. — Brosamlin, XV Staffeln XI.
62 Emeis, Bl. 51 ff.
63 Schott's Lucubraciunculae fol. 181, 182, 42, 6, 7.
64 Dieser Johann Kreideweiß ist als mein Vorgänger zu Niederfrüchten und als Dechant des Kapitels zu St. Gereon in Köln am 14. März 1513 gestorben. Sein Denkmal befindet sich in der Vorhalle der Gereons-Kirche, ein Cleriker in Stein gehauen, der mit dem Haupt auf fünf Folianten ruht.
65 M. X. Mossmann, les religieuses de Klingental in der Revue d'Alsace 1872. — Burckhardt, die Klosterkirche Klingenthal, Basel 1860. — W. Wackernagel, Walther v. Klingen, Basel 1846.
66 Die Werke Gersons, herausgeg. von P. Schott, erschienen zu Straßburg 1488/89.
67 Auch in Augsburg konnten nur Adeliche in's Domkapitel kommen, bis im Jahr 1503 auf Betreiben und mit Genehmigung

des Bischofs Friedrich von Zollern, bei dem wohl seine Freunde Geiler und Schott thätig gewesen waren, auch den Doktoren und Licentiaten der Theologie und des canonischen Rechtes der Eintritt gewährt wurde.

68 Stillfried und Mörker, Hohenzollerische Forschungen Bd. I. S. 246. Braun, Geschichte der Bischöfe von Augsburg (1813 ff., 4 Bde.), Bd. III. S. 92.

69 Sermones et varii tractatus Kaiserspergii, fol. 5.

70 A. Steichele, Archiv für die Geschichte des Bisth. Augsburg, Bd. I. S. 134, 136, 137.

71 Mein Blumenstrauß, S. 207.

72 Schott's Lucubraciunculae fol. 34, 59, 80.

73 Daselbst fol. 88. In Speyer ließen die Predigermönche aus Haß gegen die Minoriten den Herrn abmalen, wie er mit einer Hand an's Kreuz geheftet, mit der andern Hand Geld in einen Beutel schob, der an einem Franziskaner-Strick herabhing. Geissel, Kaiserdom, S. 110 Anm. 11.

74 Petri Schotti Argentinen. Patricii . . . Lucubraciunculae ornatissimae. 1498. p. 4.

75 Geissel, Kaiserdom zu Speyer, S. 226 ff., 231 ff., 252.

76 J. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, Bd. I. S. 101 ff.

77 Riegger, Amoenitt. II. p. 219.

78 Wiskowatoff, P. v., Jakob Wimpheling, Berlin 1867.

79 Röhrich, Mittheilungen aus der Geschichte der evang. Kirche des Elsasses, Bd. I. — Janssen, Bd. I. S. 58.

80 Der Brief Geilers in Wencker, App. archiv., fol. 22.

81 Der Hymnus Iste confessor hat, wie so manche andere Hymnen des Breviers, im 15. Jahrhundert mehrfache Veränderungen erfahren, die hauptsächlich in einer Annäherung an den classischen Rhythmus bestehen. Die zweite Strophe lautete früher also:

Qui pius, prudens, humilis, pudicus,
Sobrius, castus fuit et quietus,
Vita dum praesens vegetavit ejus
Corporis artus.

82 Brosamlin, II. Bl. 16.

83 Ch. Schmidt, hist. du chapitre de St. Thomas, p. 42.

84 Speckle, Chronik ad ann. 1492 u. 1507.

85 De Buissierre, hist. de l'établissement du protestantisme à Strasbourg, p. 99.

[86] Emeis (Druck von 1516), Bl. XXI. a.

[87] Navic. Fat. CII.

[88] Das deutsche Gedicht steht am Schluß der Emeis.

[89] Deo Trino et Uni — Bene valeas, quisquis es — JOANNI GEILERI Caesaromontano — Theologiae consultissimo — Qui Pericle eloquentior — Socrate continentior — Numaque religiosior — Vitae sanctimonia et sacris — Concionibus Argentorat. — Populum — Ann. XXXIII non sine — Magno profectu — Erudivit — Nemini unquam assentatus — Pauperes patrio affectu fovit — Bonos ac doctos miro studio — Dilexit — Argentorat. inclyta Respublica — aeterno decori et monimento — Posuit — Vixit ann. LXIV, mens. XI. d. XXIV. — Obiit totius Alsatiae lachrymis — Defletus — Sub Maximiliano Aug. a quo ob — Vitae integritatem plurimum — Amatus est. An. Gratiae M.D.X. — Sext. Id. Martias — Proh quam recti exempli — Homo erat — Sed orta cadunt.

[90] Der Wortlaut des Testamentes bei Dacheux, Anhang S. 70 und Aelteste Schriften S. 104.

[91] Riegger's Amoenitt. II. p. 296.

[92] Evangelia mit Ußlegung, Bl. 22.

[93] Wencker in Illgens Zeitschr. für hist. Theologie, 1848, S. 577.

[94] Dacheux, S. 528.

[95] Arbore hum. fol. 25.

[96] Navic. Fat. C.

[97] Ammon S. 108.

[98] A. Stöber, Zur Gesch. des Volksaberglaubens im 16. Jahrh. Basel 1856.

[99] Narrenschiff (Deutsche Ausg.), S. 202 u. 157.

[100] Eschengrübel in den „sieben Tractaten" gedruckt.

[101] Margarita Facetiarum, Straßburg 1508.

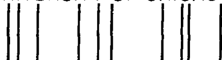
[102] Amoenitt. Friburg. I. p. 72.

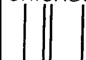
[103] Ammon. S. 20.

[104] Beiträge zur Geschichte der Reformation, Bd. II. S. 20.



FEB 5 '28	McNeill	MAR 1 '28
JAN 7 '30	Lee Wb 6	
JAN 14 '33	W. R. Greenholt	JAN 23 '33
FEB 21 '35	R. [illegible]	FEB 27 '35
AUG 9 '37	Otto A. Dieter	
	1406 N. Laramie	
JUN 27 '38	C. S. Anthon	


UNIVERSITY OF CHICAGO
44 889 065


CHICAGO
065